

GEISTERJÄGER JOHN SINCLAIR



Die magische Bombe

**BASTEI
LÜBBE**

**Die große Horror-Serie
von Jason Dark**



Die magische Bombe

John Sinclair Taschenbuch Nr. 35

von Jason Dark

erschienen am 14.02.1984

Titelbild von Les Edwards

Bastei Verlag

Die magische Bombe

Ich hatte ihn längst vergessen, aber er existierte noch. Professor Orgow, ein Satan in Menschengestalt. Er hatte mir damals, am Beginn meiner Laufbahn, angedroht, zurückzukehren. Und er machte diese Drohung wahr. In London tauchte er auf, und er wollte einen ganzen Landstrich vernichten. Seine tödliche Waffe war eine magische Bombe!

Es begann völlig harmlos!

Hätte ich zu dem Zeitpunkt schon gewusst, was alles auf mich zukommen würde, ich hätte natürlich völlig anders gehandelt. Da mir leider ein Blick in die Zukunft nicht vergönnt war, nahmen die Dinge halt ihren Lauf.

Ich wurde vom Dienst suspendiert und kam in eine Zelle. Als Gefangener, wohlgemerkt. Ich, der Mörder John Sinclair!

Aber lassen Sie mich der Reihe nach erzählen.

Ich merkte es, als ich über den Westway fuhr und den Stadtteil Paddington erreichte, wo es bekanntlich einen Bahnhof gibt, der durch eine Kriminalgeschichte von Agatha Christie weltberühmt geworden ist. Zu einem Bahnhof gehören in der Regel Brücken. Paddington macht da keine Ausnahme. Und an einer Brückenauffahrt erwischte es mich. Der Bentley begann zu »eiern« und geriet gleichzeitig ins Schleudern. Bei mir schlugen sofort Alarmklingeln, denn ich rechnete immer mit einer Attacke meiner dämonischen Gegner.

Das war hier nicht der Fall, mich hatte etwas anderes erwischt. Ein ganz ordinärer Plattfuß. Hinten rechts.

Mein Gesicht verzog sich, als hätte mir jemand Essigwasser zu trinken gegeben. Das Rütteln, Bocken und Schaukeln wurde schlimmer. Mir war klar, dass ich die Brücke nicht mehr schaffte.

Was blieb zu tun? Links ran. Halb auf dem Gehweg und dicht am Geländer.

Bevor ich ausstieg, warf ich einen Blick auf die Uhr. Eine Stunde vor Mitternacht. Dabei hatte ich mir vorgenommen, zur Tageswende im Bett zu liegen. Das war nicht mehr drin.

Ich stieg aus, atmete tief aus. Die Luft stand wie eine Nebelwolke vor meinen Lippen. Der Oktober brachte die Kühle des Herbstes mit. In den nördlichen Landesteilen hatte es die ersten Fröste gegeben. Es

war endgültig vorbei mit dem Sommer und dem schönen Herbstwetter.

Über der Brücke lag keine klare Luft. Dunstschleier trieben wie Leichentücher an mir vorbei. Sie schienen sich mit zahlreichen Händen an der Fahrbahn festkrallen zu wollen, umwehten auch das Brückengeländer, legten sich darauf nieder und ließen den Stahl vor Nässe glänzen.

Ein paar vereinzelt stehende Laternen gaben ein seltsames Licht ab. Normalerweise schimmerte es weiß. Da es von den Dunstschwaden umtanzt wurde, hatte es einen bläulichen Ton angenommen, der auf mich kalt und unwirklich wirkte.

Wann hatte ich denn zum letzten Mal einen Reifen gewechselt? Daran konnte ich mich nicht erinnern, dennoch blieb mir nichts anderes übrig, als mich an die Arbeit zu machen.

Bevor ich den Deckel des Kofferraumes aufschloss, warf ich noch einen Blick über das Geländer.

Unter mir schimmerten Gleise. In Richtung Paddington schillerten bunte Signalleuchten. Auf einem Abstellgleis sah ich einige Güterwaggons. Autos fuhren nur wenige an mir vorbei, denn um diese Zeit zog es kaum jemand nach Paddington. Ein Zug donnerte heran. Ihn wartete ich ab, bevor ich mich an die Arbeit machte. Die Brücke vibrierte, als die stählerne Schlange unter mir über das Gleis donnerte. Das Innere der Wagen war erleuchtet. Geisterhaft schmolzen die einzelnen Lichter zu einem langen Band zusammen. Dann war der Zug vorbei, und auch die an glühende Kohle erinnernden Rückleuchten wurden von der Schwärze der Nacht aufgesaugt.

Ein Wagen hielt. Zwei junge Burschen hockten in ihm. Trotz der Kälte fuhren sie mit offenem Verdeck.

»Platten, Mister?« fragte einer.

»Ja.«

»So ein Pech.« Der Sprecher lachte laut, während sein Partner startete, noch einmal hupte und davonfuhr.

»Mistkrücken«, murmelte ich und suchte nach dem Werkzeug. Ja, ich musste es suchen. Da ging es mir wie den meisten Autofahrern auf dieser Welt. Wer fand das Werkzeug schon auf Anhieb? Nach einigem Suchen hatte ich alles zusammen. Wagenheber, Kreuzschlüssel, ich fand auch noch eine Zange und nahm sie sicherheitshalber auch mit. Zuvor stellte ich noch ein Warndreieck auf und ließ auch die Blinkanlage eingeschaltet.

Dann zog ich die Handbremse an. Prüfend wog ich den Kreuzschlüssel in der Hand und spielte mit dem Gedanken, Suko aus dem Bett zu trommeln. Der hätte mir helfen können, aber was sollte das alles? Mein Freund hatte damit nichts zu tun und hätte in ähnlicher Lage mich nicht angerufen.

Ich überlegte meinen nächsten Schritt. Die Pannenbeschreibung hatte ich natürlich nicht im Wagen liegen, so musste ich alles rekapitulieren. Bevor ich mit dem Wagenheber herumfuhrwerkte, musste ich noch etwas tun. Aber was war das?

Neben dem Bentley blieb ich stehen und dachte angestrengt nach. Zwei Finger hatte ich gegen mein Kinn gestützt, die Stirn gerunzelt, und dann wusste ich es.

Bevor der Wagenheber seine Pflicht tat, mussten die Muttern gelockert werden! Ich rieb mir die Hände. Meine Gehirnwindungen waren also doch nicht eingerostet.

Die Muttern saßen ziemlich fest, das merkte ich schon beim ersten Ansatz. Leichte Schwierigkeiten traten auf, als ich den Kreuzschlüssel nach links wuchtete, ein paar Mal ruckte es, dann hatte ich die erste Mutter locker. Nach drei weiteren Kraftakten hatte ich die übrigen Muttern gelockert, über Kreuz versteht sich.

Jetzt den Wagenheber. Ich schaute auf ihn, wie ein Steinzeitmensch wohl auf einen Taschenrechner gesehen hätte. Im ersten Augenblick

wusste ich wirklich nicht viel damit anzufangen.

Als ich den Blick senkte, schien mich der platte Reifen höhnisch anzugrinsen. Am liebsten hätte ich gegen ihn getreten, schickte statt dessen einen weiteren Blick nach rechts und damit auch die Brücke entlang. Noch immer tanzten die Schwaden über der Fahrbahn. Aus ihnen löste sich ein Wagen, der heran schoss und mit schmatzenden Reifen vorbeiwischte.

Ich schaute ihm nicht nach, wollte mich wieder bücken, als ich die Gestalt wahrnahm.

Im ersten Augenblick dachte ich an einen Geist. So ähnlich sah sie aus, als sie, von Dunstschwaden umtanzt, auf den schmalen Gehsteig lief und dabei mit den Armen schaukelte.

Es war eine Frau! Sie hatte langes Haar. Die genaue Farbe konnte ich wegen der schlechten Sicht nicht erkennen, aber es schwang von einer Seite auf die andere. Wer so lief, der hatte es sehr eilig. Vielleicht befand er sich sogar auf der Flucht.

Sie lief auf der Seite, auf der ich mich auch befand. Noch unternahm ich nichts, stand neben dem Bentley und hielt weiterhin den Wagenheber in der rechten Hand.

Ich war größer als sie, konnte über ihren Kopf hinwegschauen und glaubte, hinter ihr eine zweite Gestalt zu sehen, die es ebenfalls ziemlich eilig hatte.

Diesmal ein Mann.

Für mich gab es keinen Zweifel mehr, dass er die Frau verfolgte und etwas von ihr wollte. Die ersten Schreie gellten mir entgegen - Hilferufe. An meine Adresse waren sie gerichtet, und es lag auf der Hand, dass ich eingreifen musste.

Ich startete.

Mit beiden Armen ruderte die Frau. Sie hatte es schwer, sich auf den Beinen zu halten. Ihre Art zu laufen, ließ darauf schließen, dass sie immer mehr an Kraft verlor. Ein paar Mal warf sie den Kopf

nach vorn. Das Haar blähte sich dann auf, bevor es wieder zurückwirbelte. Ich hatte es kommen sehen, doch nicht damit gerechnet, dass alles so schnell verlaufen würde.

Sie stolperte. Irgendwie verhakte sich ihr rechter Fuß dabei an ihrem linken Bein. Sie bekam das Übergewicht, fiel nach rechts, schlug gegen das Gitter der Brücke, wäre fast darüber hinweggefallen und auf die Gleise gestürzt, aber sie konnte sich noch abstützen und zur anderen Seite wuchten.

Im nächsten Augenblick raste das Pflaster auf sie zu, und sie schlug hart auf.

Leider war die Distanz zwischen uns noch zu groß. Ich konnte sie nicht schnell genug erreichen, ihr Verfolger war wesentlich rascher bei ihr, und im Restlicht einer Laterne sah ich etwas blitzen. Ein Messer!

Der Kerl musste wahnsinnig sein. Der konnte doch nicht vor den Augen eines Zeugen einen Mord begehen!

Ich holte noch mehr aus meinem Körper heraus. Die Schritte hämmerten auf den Boden, mein Gesicht war verzerrt und rot angelaufen. Ich wollte unbedingt etwas retten, denn innerhalb einer Sekunde konnte es dem anderen gelingen, den tödlichen Stich anzubringen.

»Lassen Sie die Frau!« brüllte ich.

Er zögerte tatsächlich. Es war wie ein Filmbild. Der Mann kniete mit einem Bein neben und mit dem anderen auf seinem Opfer. Den linken Arm hielt er ausgestreckt, die Finger umkrallten die Kehle der Frau, den rechten hielt er erhoben, wobei aus seiner Faust die lange Klinge des Messers schaute. Die Spitze zielte auf die Brust der Frau. Eine Waffe trug ich immer bei mir. Die mit Silberkugeln geladene Beretta hatte ich längst gezogen, schoss aber noch nicht, sondern schrie den Mann abermals an. »Weg mit dem Messer!«

Jetzt erst schien er mich zu bemerken. Sein Kopf fuhr herum. Im

Nebel der Dunstschwaden wirkte sein Gesicht seltsam wächsern, als wäre er schon eine Leiche. Sogar das Funkeln der Augen entdeckte ich und interpretierte dies als reine Mordlust.

»Waffe weg!« brüllte ich noch einmal.

Er hörte nicht, und er tat das, was ich eigentlich nicht für möglich gehalten hätte. Sein rechter Arm sauste nach unten. Und damit das Messer!

Es war eine schreckliche Sekunde, die ich da miterlebte. Überdeutlich sah ich jede Einzelheit, und es kam mir vor, als würde ich die Szene im Zeitlupentempo erleben. Details prägten sich mir ein, sehr genau sah ich, wie sich die Frau aufbäumte.

Er hatte getroffen.

Ich aber schoss. Eine Reflexreaktion. Als das Messer nach unten raste, wurde sie automatisch in meinem Hirn ausgelöst. Zudem ist es eine schwierige Sache, im Laufen zu treffen, ich aber hatte Glück. Der Mann bekam die Kugel mit. Der Einschlag riss seinen Körper sogar noch herum. Dann kippte der Mann zu Boden, er streckte sich, und seine Hände ragten über den Rinnstein, wobei die Fingerknöchel den Belag der Straße berührten.

Der Mann rührte sich nicht mehr.

Und auch die Frau, denn in diesem Augenblick wurde mir klar, dass ich sie nicht mehr hatte retten können. Ich war zu spät gekommen. Eine unheimliche Wut auf den Mörder packte mich. Ich lief die letzten beiden Schritte und blieb schweratmend stehen.

Meine Silberkugel hatte ihn dicht unter dem Hals erwischt und eine große Wunde gerissen, aus der Blut rann. Ich hatte den Mann zuvor noch nie gesehen, ein völlig Fremder lag vor mir. Sein Gesicht schimmerte bleich, die Augen standen offen, und an der Klinge des langen Messers klebten einige Blutfäden.

Es war schon ein verdammt bedrückendes Gefühl, vor einem Toten zu stehen, den man nie zuvor gesehen hatte.

Ein Fremder war von mir erschossen worden, ein Mann, der eine Frau nicht nur bedroht, sondern auch mit einem Messer erstochen hatte.

Ich atmete durch die Nase, legte meine Stirn in Falten und wischte die Feuchtigkeit aus dem Gesicht, bevor ich mich umdrehte und mir die Frau anschaute. Momentan fuhr kein Wagen über die Brücke.

Ich bewegte mich innerhalb der Dunstschleier und kam mir vor wie auf einer Insel. Eine Tote lag auf dem schmutzigen Boden. Der Messerstich hatte sie in die Brust getroffen. Mehr möchte ich nicht beschreiben. Das Gesicht der mir ebenfalls unbekannten Frau, die ich auf etwa 30 Jahre schätzte, zeigte noch den Schrecken, den sie in den letzten Sekunden ihres Lebens empfunden haben musste.

Hatte ich alles richtig gemacht? Hätte ich anders reagieren sollen? Eine Antwort auf diese Fragen zu geben, fiel mir nicht leicht. Auf jeden Fall musste ich die Mordkommission alarmieren und das konnte ich vom Wagen aus erledigen.

Als ich mich umdrehte, streifte mein Blick auch den Erschossenen. Ich wollte weitergehen und hatte auch schon ein Bein vorgesetzt, als ich wie angewurzelt stehen blieb.

Da stimmte etwas nicht.

Ich schaute genauer hin. An der Haltung des Toten hatte sich nichts verändert. Dennoch war etwas anders geworden.

Im ersten Augenblick fiel es mir nicht auf, ich schaute, dachte nach und hatte plötzlich die Lösung. Das Messer war verschwunden!

Eigentlich wollte ich darüber lächeln, eine andere Reaktion kam mir nicht in den Sinn, doch dieses Gefühl zerfaserte schon im Ansatz, als ich näher darüber nachdachte. Allerdings war es möglich, dass die Leichenstarre noch nicht eingesetzt hatte und dem Toten die Waffe aus den Fingern gerutscht war.

Jetzt lag sie neben ihm, so jedenfalls rechnete ich. Ein Irrtum, wie sich herausstellte. Ich fand das Messer nicht mehr. Weder an der

rechten noch an der linken Seite des Toten. Nicht unter seinen Beinen und auch nicht unter seinem Oberkörper, denn es blieb mir nichts anderes übrig, als ihn anzuheben.

Vielleicht war der Mann nicht tot.

Ich prüfte dies. Fühlte nach Herz-und Pulsschlag. Da war nichts zu machen. Keine Reaktion. Auch der Atem des Mannes war nicht vorhanden. Nichts floss mehr über seine Lippen. Er war und blieb tot. Dennoch war das Messer verschwunden.

Ich richtete mich wieder auf. In meinem Job ist alles möglich. Während meiner Laufbahn hatte ich schon die verrücktesten Dinge erlebt. Vorgänge, die rational nicht zu begreifen waren, wo jede logische Erklärung fehlte, und auch hier wusste ich mir im ersten Augenblick keinen Rat.

Ich stand da und starrte auf den Toten.

Bis ich etwas hörte. Es war eine Stimme in meinem Rücken, und sie trieb mir eine Gänsehaut über den Körper. »Mörder!« hörte ich das Zischen.

»Du verfluchter Mörder...«

Ich wusste, wer gesprochen hatte. Denn es gab einfach nur eine Erklärung. Die Tote...

»Dreckiger Mörder!«

Das waren die nächsten beiden Worte, die ich zu hören bekam, und in meinem Innern vereiste etwas.

Langsam drehte ich mich um. Die Frau mit den langen braunen Haaren war noch nicht aufgestanden. Sie hatte nur ihren Oberkörper angehoben und saß auf dem feuchten Untergrund. Ihr Gesicht war bleich, blutleer, die Augen blickten starr, aber in ihrem Blick lag gleichzeitig eine unverhohlene Feindschaft mir gegenüber.

»Was sagen Sie da?« flüsterte ich.

»Dreckiger Mörder!«

Ich schüttelte den Kopf, weil ich ihr einiges erklären wollte, doch ich sah ein, dass es keinen Sinn hatte. Hier war ein Spiel aufgezogen worden, dessen Regeln ich momentan nicht begriff.

Ich schaute mir die Frau an. Dabei suchte ich nach der Wunde in ihrer Brust. Deutlich hatte ich noch das Blut in Erinnerung, das von der Kleidung aufgesaugt worden war. Der Anblick war so unbeschreiblich schrecklich gewesen und jetzt schaute ich auf eine lebende und völlig normale Frau.

»Wie heißen Sie?« fragte ich.

»Nancy Day.«

»Und Ihnen ist nichts passiert?«

»Nein, sehen Sie etwas?«

Ich verengte die Augen »Atmen Sie mal«, forderte ich sie auf.
»Stoßen Sie die Luft aus.«

»Weshalb?«

»Machen Sie schon!«

Sie zuckte zurück. Man konnte ihr Gesicht mit dem einer Puppe vergleichen. So rund, stupsnasig und schmolllundig. Eine Frau mit einer guten Figur, ein Mädchen, das man hätte vom Äußerlichen her zu den Glamour-Girls zählen können.

Vielleicht war sie ein Zombie?

»Weshalb soll ich einem Mörder einen Gefallen tun?« fragte sie.

»Atmen Sie!« forderte ich.

»Gut, wenn Ihre Seligkeit davon abhängt. Ich werde es für Sie tun.«

Sie atmete tief ein und aus. Vor ihren Lippen dampfte der Atem, und mir wurde klar, dass sie kein Zombie war. Ein Zombie atmete nicht. Ich machte mir meine Gedanken. Die Lage kam mir auf eine gewisse Art und Weise seltsam vor, aber auch gefährlich. Dabei wollte ich nicht von einer körperlichen Bedrohung reden, sondern von einer unsichtbaren Gefahr, die sich über meinem Kopf zusammenbraute. Da genau tat sich etwas. Jemand hatte sein Netz ausgeworfen, in

dessen Maschen ich mich verfangen sollte.

Wer das war und wieso er das getan hatte, war mir bisher unbekannt, aber ich würde es herausfinden.

Meinen rechten Arm streckte ich aus, weil ich die Frau berühren wollte. Sie aber zuckte zurück. »Verdammt!« schrie sie. »Fass mich nicht an! Berühre mich nicht, du dreckiger Killer. Du verdammter Mörder!«

Plötzlich begann sie zu schreien. Sie heulte wie eine Sirene und brüllte immer dasselbe Wort.

»Mörder!«

Es schallte über die Brücke. Ich wusste nicht, in welchem Umkreis sich Menschen aufhielten, aber die sirenenhafte Stimme war bestimmt noch Hunderte von Yards weit zu hören.

»Halten Sie den Mund!« fuhr ich sie an.

Sie stockte tatsächlich. Ihre Augen wurden groß und rund, dann verzerrte sich der Mund, und sie schrie weiter.

»Mörder! Mörder...«

Es lag ein regelrechter Rhythmus in diesem Schreien. Wie einstudiert wirkte alles, und gerade das machte mich misstrauisch. Hier wurde mit ganz miesen Karten gespielt, und die ältesten hatte man ausgerechnet mir in die Hand gedrückt.

Dennoch traf mich die Anklage hart. Ich war aber kein Mörder, denn ich hatte in Notwehr gehandelt. Aber wer würde mir das abnehmen? Der Killer war tot, die Leiche lebte.

Eine blöde Situation.

Auch ich verlor die Nerven und brüllte die schreiende Frau an. »Hören Sie auf, zum Henker! Lassen Sie dieses verdammte Geschrei!«

Sie verstummte tatsächlich. Ihre Augen waren feucht. Die Lippen zuckten, der Blick war lauernd, ein paar Mal zog sie die Nase hoch, und ihr plötzliches Lächeln gefiel mir überhaupt nicht. Danach fragte

sie:

»Warum haben Sie ihn erschossen?«

»Wollen Sie das wirklich noch wissen?«

»Ja.«

»Dieser Mann hat sie verfolgt bedroht und erstochen. Leider konnte ich letzteres nicht mehr verhindern.«

»Was soll mich mein Freund haben?«

»Ich sagte es Ihnen schon, Miss Day.«

Ihr Lachen klang schrill. »Mister, Sie scheinen aus einer Irrenanstalt ausgebrochen zu sein. Wirklich, Sie sind verrückt, wahnsinnig, das darf doch nicht wahr sein, was Sie da sagen. Nicht mein Freund ist der Mörder, Sie sind es. Sie allein, verstehen Sie!«

»Ich habe in Notwehr gehandelt« Kaum hatte ich den Satz ausgesprochen, da wurde mir klar, wie banal er klang. Diese Entschuldigung würde sie nicht gelten lassen. Alles sprach ja auch für sie. Da lag ein Toter auf der Brücke, eine Frau stand da, und ich hatte den Mann erschossen. Grundlos...

Eine miese Lage!

»Mister, ich weiß nicht, wer Sie sind, aber das haben Sie nicht umsonst getan. Ich bin eine Zeugin, und wie ich weiß, legen Killer ja auch ihre Zeugen um. Los, wollen Sie nicht Ihre Waffe ziehen und mich auch ermorden? Machen Sie schon! Ich stehe ja vor Ihnen und verspreche, dass ich mich nicht wehren werde.«

»Reden Sie keinen Unsinn.«

»Haben Sie jetzt Angst?«

»Ich bin Polizeibeamter.«

Sie lachte schrill. »Auch das noch. Ein Bulle. Man hört und liest ja viel von schießwütigen Bullen. Allerdings hätte ich nie gedacht, dass mir einer dieser Typen mal begegnen würde. Aber man muss ja mit allem rechnen. Und so etwas soll uns schützen.«

»Halten Sie Ihren Mund. Es war Notwehr, und Sie wissen das

genau, Miss Day.«

»Ich weiß gar nichts, und ich werde auch nichts wissen. Für mich sind Sie ein Killer. Jawohl, ein Killer!« Sie nickte heftig, schaute nach links, und auch ich folgte ihrem Blick.

In dem Dunst über der Brücke waren zwei helle, verwaschene Augen zu erkennen. Ein Wagen kam.

Wieder überraschte mich die Frau. Bevor ich sie festhalten konnte, hatte sie sich vom Geländer abgestützt, huschte an mir vorbei und sprang auf die Fahrbahn.

Drei Schritte lief sie, blieb stehen und winkte mit beiden Armen dem heranfahrenden Wagen zu. Dabei hatte sie den Mund weit aufgerissen, und ich hörte wieder ihre Mörder-Schreie.

Der Wagen rollte heran. Grelle Scheinwerferlanzen strichen über uns hinweg. Jetzt musste der Fahrer bremsen, wenn er nicht die Frau...

Meine Gedanken stockten. Ich hatte den Wagen erkannt. Es war ein Polizeifahrzeug auf Streifenfahrt. Das Auto fuhr ohne Sirene und Rotlicht, aber der Fahrer hatte die Frau natürlich gesehen.

Er bremste ab. Der Wagen rollte langsam aus und kam dicht vor der winkenden Nancy Day zum Stehen.

Türen schwangen auf. Zwei Männer verließen den Streifenwagen und hatten ihre Füße kaum auf den Asphalt gesetzt, als ihnen die Stimme der Frau entgegenschwang. »Das ist ein Killer, ein Mörder. Er hat diesen Mann da erschossen!«

Die Polizisten sahen den Toten auf dem Gehsteig liegen und reagierten. Einer kümmerte sich um die Frau, während der andere seine Waffe zog und auf mich richtete.

Ich tat nichts dagegen und ließ den Mann auf mich zukommen. Unsere Blicke bohrten sich ineinander. Im Ausdruck der Augen erkannte ich, dass er mich für den Täter hielt. Zudem sprach alles gegen mich.

»Zurück bis an das Gitter!«

Da mir der Knabe einen sehr nervösen Eindruck machte, blieb mir nichts anderes übrig, als seiner Aufforderung Folge zu leisten, während Nancy Day mit dem anderen Polizisten sprach. Sie war sehr hektisch und klagte mich hart an. Immer wieder hörte ich das Wort Killer.

»Nehmen Sie die Hände hoch!« befahl der Mann vor mir. Unter der Uniformmütze sah ich ein noch junges Gesicht. Der Polizist war sicherlich in diesen Augenblicken überfordert.

Ich kam seinem Befehl nach. »Und jetzt?« fragte ich.

»Wo ist Ihre Waffe?«

»Ich trage die Pistole bei mir. Dienstlich gewissermaßen.«

Er ging überhaupt nicht auf meine letzte Bemerkung ein, sondern verlangte, dass ich sie hervorholte.

Das tat ich nicht. Zwar verschwand meine Hand im Ausschnitt der Jacke, doch ich holte meinen Ausweis hervor und hielt ihn dem Beamten unter die Nase.

Der junge Polizist buchstabierte. Er las meinen Namen und auch den der Institution, für die ich tätig war. »Scotland Yard?«, hauchte er.

»Richtig.«

In seinen Augen blitzte es. »Dann haben wir einen gefälschten Ausweis erwischt.«

Auch das noch. Ich wusste, dass seit geraumer Zeit eine Bande von Ganoven Papiere fälschte. Unter anderem fanden sich auch Ausweise darunter. Ich verdrehte die Augen. »Dieses Dokument ist echt, mein Freund!«

»Percy, komm doch mal her.« Der junge Polizist rief seinen Kollegen herbei, der Nancy Day stehen ließ und sich zu uns gesellte. Dabei baute er sich neben seinem Kollegen auf.

»Was ist denn?«

»Der Typ behauptet, beim Yard zu sein. Er hat sogar einen Ausweis. Sieh ihn dir mal an.«

»Okay.« Der Beamte näherte sich mir von der Seite und nahm mir das Dokument ab.

Er las. »Echt oder nicht?« fragte ich.

»Kann ich nicht sagen. Sieht mir echt aus, aber wir haben unsere bösen Erfahrungen gemacht.«

Auch Nancy Day hatte die Worte gehört. Und sie begann wieder mit ihrer Anklage. »Er hat den Mann erschossen!« schrie sie. »Er ist ein Mörder! Ich bin die Zeugin. Schauen Sie doch nach! Sehen Sie eine Waffe bei dem Toten? Nein, er hatte keine. Ich kam mit meinem Freund daher, und da drehte dieser Kerl durch. Er schoss einfach.«

Die Polizisten hörten die Worte, schauten sich an, und ich bemerkte, wie verunsichert sie waren. Dabei konnte ich ihnen nicht einmal einen Vorwurf machen. In ihrer Situation hätte ich vielleicht nicht anders gehandelt, die Tatsachen sprachen einfach gegen mich. Der ältere Polizist hatte ebenfalls seine Dienstpistole gezogen. Er schickte seinen jüngeren Kollegen zum Wagen und bat ihn, die Mordkommission anzurufen. Der Mann verschwand.

»Kenne ich Sie nicht?« fragte mich der uniformierte Kollege.

»Möglich.«

»Sind Sie bewaffnet?«

»Natürlich.«

»Und Sie haben auch auf den Mann geschossen?«

»Sicher.«

Nach dieser Antwort zuckten die Augen des Fragenden. Er war wohl von meinem »Geständnis« überrascht. »Es ist ja eigentlich Sache des Gerichts«, fuhr er fort. »Aber weshalb haben Sie das getan?«

»Er griff die Frau an. Der Tote besaß ein Messer und erstach...« Ich sprach nicht mehr weiter. Am Gesichtsausdruck des Beamten

erkannte ich, dass er mir nicht glaubte.

Es war auch verdammt schwer. Mein schlechtes Gefühl verstärkte sich. Ich glaubte plötzlich, dass ich mich in einem sehr dichten Netz verfangen hatte. In einem Netz, das ein Unbekannter über mich geworfen hatte.

»Wir müssen warten, bis die Mordkommission kommt«, sagte der Uniformierte. »Darf ich vielleicht um Ihre Waffe bitten?«

Ich schaute ihn an. Zuerst wollte ich nicht, dann nickte ich und zog mit spitzen Fingern die Beretta unter meinem Jackett hervor. Ich reichte sie ihm rüber.

Der Mann atmete auf. Jetzt ging es ihm besser.

Sein Kollege kam zurück. Er nickte, als er sagte: »Die Mordkommission wird gleich eintreffen.«

»Das ist gut.«

Ich beteiligte mich nicht an der Unterhaltung der beiden Polizisten, sondern schaute über die Schulter hinweg auf die Frau, die mir alles eingebracht hatte.

Sie stand auf der Fahrbahn, hatte die Hände in die Hüften gestützt und blickte mich an. Sehr deutlich sah ich das Lächeln auf ihren Lippen. Wie eingefroren wirkte es dort, und es war ein Siegerlächeln, das sie präsentierte.

Hatte sie gewonnen? Alles wies darauf hin...

Und die Sache ging weiter.

Man hatte mich tatsächlich in eine Zelle gesteckt, in der ich die Nacht verbrachte. Auf einem Polizeirevier im Londoner Nordwesten, und die Kollegen, die manchmal zu mir kamen, gehörten zur Mordkommission. Einige kannte ich sogar.

»Sieht schlecht aus«, sagte man mir. »Die Zeugin bleibt bei ihrer Aussage.«

Ich stemmte mich von der Pritsche hoch und trat bis dicht an die

Tür.

»Das habe ich mir gedacht. Ist mein Chef informiert worden? Sir James Powell?«

»Klar.«

Das war schon beruhigend. »Wer leitet eigentlich die Untersuchungen?« wollte ich wissen.

Zunächst erntete ich ein Lachen als Antwort, dann sagte man mir folgendes: »In Anbetracht der besonderen Situation hat sich auch ein besonderer Mann in den Fall gemogelt. Chiefsuperintendent Nolan!«

Ausgerechnet der. Das war wirklich ein Tiefschlag für mich. Ich wusste genau, wie Nolan zu mir stand. Er konnte mich auf den Tod nicht ausstehen. Es lag noch nicht lange zurück, da hatte ich ihn seiner Meinung nach bis auf die Knochen blamiert, weil ich damals einen Gefangenen aus dem Yard Building herausgeholt hatte, den Nolan als Mörder ansah. Er hatte mir zwar keine Vergeltung geschworen, aber ich stand auf seiner schwarzen Liste. Und das war schlecht.

»Sie sagen ja nichts, Sinclair?«

»Ich kenne Nolan.«

»Keine guten Erfahrungen?«

»Kaum.«

»Da geht es Ihnen nicht anders als uns. Der Knabe hat sich aufgedrängt. Wie ein Geier auf den Fall gestürzt. Na ja, Sie werden es morgen früh noch merken.«

»Vielen Dank für den Tip!«

»Geht schon klar, Sinclair.« Der Kollege verschwand, ließ mich allein, und ich legte mich wieder auf die Pritsche nieder. Es war kein Holzbrett, aber die Matratze war auch nicht gerade weich. In meinem eigenen Bett fühlte ich mich wesentlich wohler, doch es blieb mir nichts anderes übrig, als zu versuchen, ein wenig zu schlafen. Wer konnte schon wissen wann ich dazu je kommen würde.

Ich steckte auch in einer verfluchten Lage. Irgend jemand hatte es geschafft, mich fertig zu machen. Da drehte einer am großen Hebel, und die Puppen tanzten. Beziehungsweise die Menschen. Sogar Nolan hatte der andere in seinen Plan mit einbezogen. Vielleicht war Nolan sogar von ihm gesteuert worden, so wie es mit mir geschehen war. In der letzten Zeit hatten wir sowieso einiges hinter uns. Die Hölle hatte klare Siege errungen. Asmodis' Pläne waren voll aufgegangen, und ich hatte oft genug Warnungen erhalten, dass er auch vor mir nicht halt machen würde.

Gehörte dieser Mord bereits zu seinem Plan?

Ich selbst konnte nichts unternehmen, denn mir waren die Hände gebunden. Bestimmt würde Chieffinspektor Nolan dafür sorgen, dass ich so einfach aus der Zelle nicht herauskam. Wie ich ihn einschätzte, machte es ihm auch nichts aus, mich unter Anklage zu stellen.

Ich atmete schwer, als ich daran dachte. John Sinclair unter Mordverdacht! Für mich war diese Nancy Day Dreh- und Angelpunkt. Mit ihr musste man sich näher beschäftigen.

Weil mir die Hände gebunden waren, musste ich Suko einsetzen. Nur gut, dass ich einen solchen Partner hatte. Auf ihn würde ich mich verlassen können. Bestimmt wusste mein Freund Bescheid. Sir James war ja auch informiert worden, dabei wunderte ich mich, dass mich Suko noch nicht besucht hatte. Später erfuhr ich, dass Chieffsuperintendent Nolan für dieses Besuchsverbot gesorgt hatte.

Ich schaute auf die Uhr. Die Nacht war fast um. Wenn ich noch etwas Schlaf bekommen wollte, musste ich mich beeilen.

Ich lehnte mich wieder zurück, schloss die Augen und versuchte einzunicken.

Es war gar nicht einfach. Oft genug schreckte ich wieder hoch und dachte an die Szene auf der Brücke. Dann aber fielen mir die Augen wieder zu, und ich geriet in einen Schwebезustand zwischen Wachen und Dämmern. So vergingen die nächsten Stunden.

Irgendwann wurde ich geweckt. Ich konnte mich waschen und bekam auch ein Frühstück. Es war mies genug. Ich würgte das trockene Brot runter und trank auch den nach Spülwasser schmeckenden Kaffee. »Wie geht es denn weiter?« wollte ich zwischen zwei Schlucken wissen.

»Sie werden überführt.«

»Und wohin?«

Der Beamte hob die Schultern »Ist nicht unser Job. Wahrscheinlich zum Yard.«

»Das nehme ich an.«

Es dauerte nicht lange, und ich konnte die Zelle verlassen. Hätten nur noch Handschellen gefehlt. Aber darauf verzichtete man. Dafür wurde ich in einen Gefangenen-Transporter geführt und kam mir darin vor wie ein Vogel im Käfig.

Ich war gespannt, wie das noch alles enden sollte.

Die Fahrt dauerte nicht lange. Als ich ausstieg, wusste ich Bescheid.

Durch den offiziellen Eingang führte man mich nicht. Ich musste das Gebäude dort betreten, wo auch die Gefangenen abgeliefert wurden. Da wurde ich erwartet. Suko stand bereit, schaute meine Begleiter an und sagte ziemlich wütend: »Sie können gehen!«

»Sir, wir...«

»Gehen Sie!«

Ich beruhigte meinen Freund. »Langsam, Alter, es wird sich schon alles aufklären.«

Suko erwiderte nichts. Er schaute meine Bewacher nur so hart an, dass sie es vorzogen, sich zu entfernen.

Endlich waren wir allein »Verdammt, John, was machst du nur für Sachen?«

»Ich?«

Der Inspektor nickte. »Klar, ich kann mir vorstellen, dass du den

Kerl nicht erschossen hast...«

»Doch, ich habe ihn erschossen«, unterbrach ich meinen Freund.

»Aber wie...«

Ich legte meinem Freund die Hand auf die Schulter und setzte zu einer kurzen Erklärung an. Suko hörte aufmerksam zu, nickte und sagte:

»Natürlich glaube ich dir.«

»Nur die anderen nicht. Was meinst du, wie Nolan sich freuen wird, wenn er mir einen reinwürgen kann. Dieser Typ hat nur darauf gewartet.«

»Und wer steckt hinter der Sache?« wollte Suko wissen. »Du hast dir doch sicherlich Gedanken darüber gemacht.«

Ich hob die Schultern. »Gedanken schon...«

»Nur keine Lösung gefunden«, formulierte Suko. »Sehr richtig.«

Suko schaute zu Boden. Er kochte vor Wut. Ich legte eine Hand auf seine Schulter, während ich lachte wie ein Mann, der Husten hatte.

»Keine Angst, es wird sich schon alles aufklären.«

»In drei Jahren?«

»Vielleicht«

»Was willst du denn jetzt machen?« erkundigte er sich.

»Nichts«, sagte ich. »Man hat mich aus dem Spiel genommen. Du bist an der Reihe, Suko. Auf mich kannst du dich nicht verlassen. Setz du den Hebel an. Und zwar bei Nancy Day.«

»Darauf kannst du dich verlassen. Erst einmal müssen wir hoch.«

»Zu Sir James?«

»Richtig. Man wartet auf uns.«

»Soll ich raten, wer noch dabei ist?«

»Brauchst du nicht, du weißt es. Chiefsuperintendent Nolan. Er freut sich bereits auf das Verhör.«

»Das kann ich mir vorstellen.«

Während der letzten Sätze waren wir zum Lift gegangen. Es schien

sich noch nicht herumgesprochen zu haben, was mit mir geschehen war, denn die Kollegen benahmen sich so normal wie immer. Wenn ich erst mal festsaß, würde sich bei einigen von ihnen etwas ändern. Man neidete mir den Job zwar nicht, betrachtete unsere kleine Abteilung dennoch mit skeptischen Augen. Über eine Niederlage würden andere sich freuen.

Mit dem Lift schossen wir hoch. »Nolan ist auf achtzig und gleichzeitig wie der Sieger«, erklärte mir Suko. »Sir James hat einen schlechten Stand gegen ihn. Die Tatsachen sprechen leider gegen dich. Du hast jemand erschossen, der waffenlos war.«

»Das war er nicht.«

»Weiß ich ja. Nur mach das den anderen klar. Diese Nancy Day ist eine ideale Zeugin, die wird dich so reinreißen, wie es noch keiner vorher getan hat.«

»Welchen Grund sollte sie gehabt haben?«

Wir hatten den Lift verlassen. Suko gab mir die Antwort auf dem Gang.

»Weiß ich auch nicht, John. Wahrscheinlich ist sie beeinflusst worden. Von irgendeinem Dämon.«

»Den du finden musst.«

»Über Nancy Day?«

»Klar.«

»Die hütet Nolan wie seinen Augapfel«, erwiderte Suko und öffnet die Tür.

Ich hatte leichtes Magendrücken, als ich das Büro meines Chefs betrat. Wie oft hatte ich in diesem Raum gestanden oder gegessen. Aber nie als Angeklagter.

Die beiden warteten. Sir James saß wie immer hinter seinem Schreibtisch. Er schaute mich an, als ich über die Schwelle trat. Unsere Blicke trafen sich, und in seinem Gesicht rührte sich kein Muskel. Er blieb verschlossen, im Gegensatz zu Chiefsuperintendent

Nolan. Der konnte seinen Triumph nicht verbergen. Aufrecht und blau uniformiert saß er auf einem Stuhl. Den Mund zu einem kantigen Lächeln verzogen und die Augenbrauen leicht angehoben. So sah ein Sieger aus!

Sir James nickte mir zu, während er sagte: »Ich grüße Sie, John. Bitte nehmen Sie Platz! Und Sie auch, Suko.«

Unser Chef deutete auf zwei Stühle. Ich, der »Angeklagte«, musste mich so hinsetzen, dass ich sowohl von Sir James als auch von Chiefsuperintendent Nolan angesehen werden konnte. Und Nolan hatte auch die erste Frage.

»Sie wissen ja, um was es geht, Sinclair. Um eine Mordanklage.«

»Natürlich, Sir.«

»Sie streiten also nicht ab, den Mann erschossen zu haben?«

»Nein, Sir.«

Nolan nickte triumphierend und warf einen schnellen Blick auf meinen Chef. »Das ist so etwas wie ein Geständnis.«

»Ich wäre dafür, dass wir Mr. Sinclair weiterreden lassen«, sagte Sir James. »Ja, bitte!«

»Darf ich den Fall so erzählen, wie er richtig war, Sir?«

»Selbstverständlich, John.«

Nolan hatte keinen Einwand. »Wobei die Aussage der Zeugin natürlich dagegen steht. Sie würde auch unter Eid das gleiche aussagen.«

»Das nehme ich an.«

»Dann bitte, Sinclair!« Nolan lächelte wölfisch und lehnte sich auf seinem Stuhl zurück.

Ich konzentrierte mich für einen Moment und begann mit meinem Bericht. So etwas war ich gewohnt, deshalb konnte ich glatt und sicher formulieren. Ich schmückte nichts aus, fügte nichts hinzu und ließ auch nichts weg. Ich redete mir alles von der Leber. Wahrscheinlich stieß ich bei Sir James auf Vertrauen, von Nolan

konnte man das nicht verlangen. Niemand unterbrach mich. Als ich geendet hatte, blieb Sir James stumm, während Nolan leicht hüstelte. Ein Zeichen, dass er mir zuerst eine Antwort geben wollte.

»Das ist ja alles schön und gut, was Sie mir da berichtet haben, nur liegen die Fakten anders. Es gibt keine tote Frau, sondern eine lebende. Und die ist meine Zeugin. Sie hat erklärt, dass Sie den Mann erschossen haben, der mit ihr über die Brücke ging. Die beiden waren liiert. Sie haben an Ihrem Wagen gewartet, sind dann losgelaufen, zogen die Waffe und schossen den Mann nieder. Was wollen Sie darauf sagen?«

»Das ist doch Schwachsinn!« meldete sich Suko und sprang von seinem Stuhl hoch.

Nolan zuckte herum. »Wenn Sie an einem Verweis vorbeikommen wollen, halten Sie sich entweder zurück oder verlassen den Raum.«

Suko schaute Nolan hart an. »Okay, Sir«, quetschte er zwischen den Zähnen hervor. »Ich werde gehen. Die Luft hier bekommt mir nicht. Sie ist mir zu scheinheilig.« Er nickte und ging davon. Ich konnte Suko gut verstehen. Es war schwierig für ihn, so etwas mit anhören zu müssen, denn er glaubte mir.

»Ich warte auf Ihre Antwort, Sinclair.«

Chiefsuperintendent Nolan wusste natürlich, dass ich die Zeugenaussage nicht entkräften konnte. »Welchen Grund sollte ich gehabt haben, den Mann einfach zu erschießen?«

»Eigentlich keinen.«

»Da sehen Sie es.«

»Moment, ich bin noch nicht fertig, Sinclair. Ich weiß, welchen Job Sie ausüben. Sie kommen mit Dämonen und Geistern in Kontakt, obwohl ich daran nicht so recht glauben will. Vielleicht hat Sie dieser Kontakt beeinflusst. Sie sind nicht mehr so wie früher und haben schon etwas abbekommen. Sie selbst können nichts dafür. Ihr Geist...«

Ich lief rot an und wollte kaum hinhören. Das waren Ungeheuerlichkeiten, die mir der Chiefsuperintendent da entgegenschleuderte, und ich war geschockt.

Jetzt griff Sir James ein. »So können Sie nicht reden, Mr. Nolan. John Sinclair ist nicht angeklagt. Es ist auch kein offizielles Verhör, wir wollten nur eine Stellungnahme haben.«

Nolan blieb gelassen »Das ist mir alles bekannt, mein lieber Sir James. Leider sprechen die Tatsachen gegen Ihren Oberinspektor. Ich habe bereits veranlasst, dass er vom Dienst suspendiert wird und bis zum Beginn der Verhandlung nicht auf freien Fuß kommt. Er wird hier in einer Zelle sitzen, denn ich will ihn unter Kontrolle halten und auf keinen Fall dabei mithelfen, dass er durch seine Nachforschungen die einzige Zeugin beeinflusst. Haben wir uns verstanden?«

»Natürlich, Mr. Nolan. Allerdings kenne ich John Sinclair lange genug. Er wird sich kaum dazu hinreißen lassen, in einem Fall irgendwelchen Einfluss zu nehmen.«

»Das werden wir sehen.«

»Sie hegen doch persönliche Rachegefühle gegen ihn, Mr. Nolan, und das steht einem Beamten in Ihrer Position auch nicht gut«, konterte mein Chef und fuhr ein wirklich hartes Geschütz auf.

»Unerhört ist das«, erwiderte Nolan, bleich im Gesicht und nach Luft schnappend. »Ich habe nur etwas festgestellt.«

Chiefsuperintendent Nolan wechselte das Thema. »Jedenfalls habe ich alles in die Wege geleitet. Das heißt, der Staatsanwalt wurde informiert, ebenso die zuständigen Stellen im Innenministerium.«

»Das weiß ich«, sagte Sir James. »Man hat mich von deren Seite bereits in Kenntnis gesetzt«

»Ach... wirklich?«

Sir James nickte. »Man war nicht begeistert. Erstens nicht über den Fall und zweitens auch nicht über Ihre unwahrscheinliche Initiative, die Sie an den Tag legen. Man erinnert sich sehr gut an Fälle, die

John Sinclair gemeistert hat. Da hat er häufig Menschen vor dem sicheren Tod bewahrt.«

»Was aber einen Mord nicht aufwiegt und auch nicht entschuldbar für diese Tat ist.«

»Vorausgesetzt, er hat ihn ermordet. Muss ich Sie wirklich erst daran erinnern, Mr. Nolan, dass ein Täter erst überführt ist, wenn ihm ein Gericht die Tat bewiesen hat?«

»Das weiß ich selbst. Nur liegen hier die Fakten so klar, dass es einfach...«

»Auch Zeugen haben sich schon geirrt.«

Nolan begann zu lächeln. »Ich weiß, auf welcher Seite Sie stehen. Sie halten natürlich zu Ihrem Mann, aber Sie bekommen ihn an einem Zellaufenthalt nicht vorbei. Ist Ihnen das klar?«

»Ich bin informiert.«

»Dann wird Mr. Sinclair also die nächsten Tage hier im Untersuchungsgefängnis verbringen. Das kann ich ihm nicht ersparen. Er bekommt die gleichen Rechte wie jeder andere Häftling und hat natürlich auch die gleichen Auflagen.«

Darüber wusste ich ebenfalls Bescheid. Ich würde rauchen und lesen dürfen, bekam besseres Essen, durfte zweimal am Tag spazieren gehen und konnte meine Zivilkleidung tragen. Alles wunderbar. Nur raus konnte ich nicht. Und das wurmte mich.

Ich war dem Gespräch gefolgt. Obwohl es sich eigentlich um mich drehte, kam es mir vor, als säße ich nur nebenan und wäre ein Zuhörer, den alles nichts anging. So richtig fassen oder begreifen konnte ich es noch immer nicht. Es war wie ein Fall in tiefes Wasser gewesen, dessen unendlicher Grund mich verschluckt hatte.

Irgend jemand wollte mich aus dem Spiel haben. Aber wer?

»Sonst ist ja wohl nichts zu sagen«, erklärte Chiefsuperintendent Nolan und erhob sich. »Ich schicke zwei Beamte hoch, die den Oberinspektor abholen und in die Zelle begleiten.«

»Ich schätze doch, dass Mr. Sinclair den Weg kennen wird«,
konterte mein Chef.

Nolans Mundwinkel zuckten »Wie Sie meinen. An Flucht ist aber
nicht zu denken. Ich habe bereits Maßnahmen getroffen...«

Auch Sir James erhob sich. Sein Gesicht glich einer Maske. »Bitte
gehen Sie, Mr. Nolan!«

»Natürlich, Sir, natürlich.« Er verschwand mit festen Schritten und
schlug die Tür hinter sich zu.

Mein Chef nahm eine Tablette und trank einen Schluck Wasser. Ich
habe ihn selten so bleich gesehen. Er konnte gegen Nolan nicht viel
machen, weil der »über ihm stand«. Da musste Sir James schon den
Innenminister einschalten, den er zum Glück gut kannte. Die Tür
öffnete sich. Nicht Nolan kehrte zurück, sondern Suko. Auch er war
bleich.

»Setzen Sie sich«, sagte der Superintendent. »Uns bleibt nicht viel
Zeit. Deshalb wollen wir beginnen.« Er schaute mich an. »Es hat
sich alles so abgespielt, wie Sie es gesagt haben John?«

»Ja.«

»Gut, ich glaube Ihnen. Die Last der Verantwortung liegt jetzt auf
Sukos Schultern. Während John zur Untätigkeit verdammt ist, müssen
Sie versuchen, den Fall aufzuklären. Das Gericht braucht Beweise.
Schaffen Sie sie herbei, Suko, sonst stehen wir dumm da. Sie wissen
selbst, wie der Ruf von Scotland Yard in den letzten Monaten
gelitten hat. Einige Leute warten darauf, um uns den tödlichen Streich
versetzen zu können. Ein Mörder aus den Reihen der Polizei ist
natürlich ein gefundenes Fressen für sie. Setzen Sie alles ein, Suko!«

»Darauf können Sie sich verlassen, Sir. Bleibt John hier im Yard-
Gebäude?«

»Er wird in Untersuchungshaft genommen.«

»Ein Unding.«

»Wem sagen Sie das?«

»Können Sie denn nichts machen, Sir?« fragte Suko.

»Nein, im Augenblick nicht. Wir müssen uns an den eigenen Haaren aus der Patsche ziehen.« Der Superintendent umrundete seinen Schreibtisch und kam auf mich zu.

Er hielt mir die Hand hin. Ich schlug ein.

»John, alles Gute wünsche ich Ihnen. Ich weiß, dass der Knoten irgendwann einmal platzt, dann kriegen wir sie.«

Ich hatte einen Kloß in der Kehle. So deprimiert war ich mir selten vorgekommen. Auf die Organisation hatte ich mich bisher immer verlassen können, jetzt sperrte man mich ein, steckte mich hinter Gitter. Das alles, weil jemand ein Spiel in Gang gesetzt hatte, das ich nicht durchschaute. Und meine Freunde ebenfalls nicht.

»Danke, Sir«, erwiderte ich mit belegter Stimme.

»Wir werden Ihnen natürlich alle Informationen zukommen lassen und Ihnen die Wünsche im Rahmen des Möglichen erfüllen«, versprach mir mein Chef. »Dabei wäre alles viel leichter, wenn wir wüssten, was die Gegenseite genau plant.«

Da hatte mir mein Chef aus dem Herzen gesprochen. Auch ich überlegte und knobelte, kam immer wieder zu einem Ergebnis. »Jemand will mich aus dem Spiel haben«, sagte ich.

»Aber wer?«

Ich hob die Schultern. »Der Teufel, Jane Collins, Wikka, die Großen Alten, Shimada...«

Sir James schüttelte den Kopf. »Die meisten der eben aufgezählten Dämonen wären anders vorgegangen, John. Da bin ich mir ziemlich sicher. Ich tippe auf den Teufel.«

Da gab ich Sir James recht. Auch Suko nickte. Obwohl wir beide Unrecht hatten, wie sich später auf schreckliche Art und Weise herausstellen sollte.

»Ich begleite dich«, sagte Suko und fügte spöttisch hinzu: »Damit du auch nicht verschwindest.«

»Keine Bange, mir gefällt es einfach zu gut hier.«

Wie ein reuiger Sünder verließ ich den Raum. Den Kopf hielt ich gesenkt, die Hände zu Fäusten geballt.

Mit dem Lift fuhren wir zum Zellenblock der Untersuchungshäftlinge. Ich erkannte dieses Areal. Sogar Lady X hatten wir hier unten einmal eingesperrt, bevor es der Mordliga gelang, sie zu befreien. Das lag alles weit zurück.

Die arbeitenden Kollegen hier unten wussten Bescheid. Ich sah ihnen an, wie unangenehm ihnen das alles war. Sie wollten Fragen stellen, niemand traute sich, und nur an ihren Gesichtern erkannte ich, was ihnen auf dem Herzen brannte.

Ein altgedienter Kollege nahm mich in Empfang. Der Mann hieß Paul Breaver und stand kurz vor der Pensionierung. »Mensch, John«, sagte er und schabte über sein graues Haar, »was soll ich denn jetzt machen?«

»Mich einsperren, Paul.«

»Ist doch Quatsch. Ich habe gehört, was passiert sein soll. Du hast doch keinen umgelegt, nur so, meine ich.«

»Tu deine Pflicht, Paul. Denke einfach, dass ich der Zelleninsasse Sinclair bin. Mehr nicht.«

»Ich weiß nicht so recht.«

»Doch, Paul, mach schon!«

Er ging vor uns her, schüttelte den Kopf und war mit sich selbst im Unreinen.

Meine Zelle war die zweitletzte in der langen Reihe. Die meisten waren leer, auch ich hatte keinen Nachbarn. Paul Breaver schloss auf. »Dann darf ich dich bitten, einzutreten, John.«

»Warte noch.« Ich drehte mich zu Suko um. Wir reichten uns die Hand.

Sukos Lippen bildeten nur einen Strich. »Ich hole dich hier raus. Ich kläre den Fall, das verspreche ich dir.«

»Hoffentlich, Alter!«

Er boxte mir in die Seite, drehte sich schnell um und ging mit raschen Schritten davon. Was zwischen uns gesagt werden musste, das war gesagt worden. Jetzt musste Suko handeln.

Ich ging in die Zelle, nahm auf einem harten Stuhl Platz und hörte, wie die Tür zugeschlagen wurde. Dann schnappte ein Riegel. Aus, ich war eingesperrt, stützte das Kinn auf meinen Handballen und dachte nach. War ich ein Mörder?

Nein! Aber verdammt noch mal, fast kam es mir so vor...

Auf den fast schwarzen Boden waren mit heller Farbe zwei Kreise von unterschiedlicher Größe gemalt worden. Der kleinere Kreis befand sich im Innern des großen, und zwischen den beiden Rändern befand sich ein freier Raum, der die Länge eines Männerfußes besaß. Es wusste wohl kaum ein Mensch, wo sich diese beiden Kreise befanden, aber derjenige, den es anging, war genau informiert. Und er löste sich aus der Dunkelheit, die hinter dem Kreis wie eine Schicht aus schwarzer Watte lag.

Er trat einfach hervor, tauchte hinein in das Hellere, obwohl er nicht sehen konnte, woher das Licht kam. Es war vorhanden, und damit fand er sich ab.

Eine hochgewachsene Gestalt hatte die Finsternis verlassen. Sie trug ein langes Gewand in einer satten löwengelben Farbe, und seine asketische Gestalt wirkte darin noch schmaler.

Der Kopf wies eine gewisse Ähnlichkeit mit den Zeichnungen des Teufelschädels auf, denn auch er lief ein wenig spitz zum Kinn hin zu. Allerdings bedeckte ein eisgrauer Bart die untere Hälfte des Gesichts. Auch die Haare auf der Schädelplatte waren zum größten Teil verschwunden. Nur an den Seiten standen sie wie zwei Büsche ab. Die Haut über dem Knochen erinnerte an dünnes Pergament. Die Augen lagen tief in den Höhlen. Zwei dunkle Knöpfe schienen den

Betrachter anzublicken.

Überhaupt machte der Mann einen unheimlichen Eindruck. Von ihm ging etwas aus, das man kaum beschreiben und noch weniger fassen konnte. Sensitive Menschen spürten es sicherlich, und sie hätten es vielleicht mit einem Hauch erklärt, der diese Gestalt umwehte, wobei er kaum zu spüren war.

Der Mann aus dem Dunkel näherte sich mit gemessenen Schritten den beiden Kreisen. Sie waren nicht leer. Im Innern standen einige Ingredienzien, die der Mann für seine »Arbeit« unbedingt benötigte. Die drei Schalen fielen sofort auf. Sie erinnerten an Suppenteller und waren mit seltsamen Dingen gefüllt. Eine Schale wurde von einem giftgrünen, böse blickenden kleinen Buddha gehalten, der die Arme angewinkelt und sich die Schale auf den Kopf gestellt hatte. Der Mann betrat den Kreis. In der rechten Hand hielt er einen langen Stab. Er besaß die gleiche Größe wie er, war dunkel und schillerte jedoch seltsam bläulich, als er in das Licht geriet. Zwischen zwei Schalen blieb der Mann stehen. Er senkte den Kopf und damit auch seinen Blick. Im gleichen Augenblick stiegen aus der Schale, die der Buddha hielt, Dampfwolken auf, die sich zu einem Nebel verdichteten, der wiederum innerhalb des Kreises blieb und die Ränder nicht überwallte.

In den anderen beiden Schalen befand sich ein heller Sirup, der einen weißgrauen Schimmer besaß und völlig geruchlos war. Der Mann blieb stehen und hob den Kopf. Seine dünne Haut auf dem Gesicht zuckte, denn er spürte einen unbeschreiblichen Triumph. Das war nicht immer so gewesen. Jahrelang hatte er warten müssen. Gefangen in einem Reich des Nichts, der Schatten, immer wieder gequält von einem gewaltigen Dämon, der sich Spuk nannte und seinen Geist endgültig in das Reich des Schattens ziehen wollte. Das gelang nicht, denn die Gegenkraft war zu groß. Es gab jemand, der die schwarze Seele des ehemaligen Hexers gern selbst behalten

wollte. Das war der Teufel!

Und so schlossen Asmodis und der Spuk einen Pakt. Keiner sollte dem anderen etwas wegnehmen, und der Hexer profitierte davon. Er konnte sein Versprechen einlösen und wieder zurückkehren. Und er war da. Professor Orgow, der Hexer, der Mann, der die Toten aus den Gräbern geholt hatte, startete zu einer fürchterlichen Rache. Zu einem Feldzug des Schreckens hatte er angesetzt, in dessen Mittelpunkt die Menschen standen.

John Sinclair, der Geisterjäger, war einer von ihnen. Orgow hatte nichts vergessen. Er hatte Sinclair geschworen, ihn zu killen, und nun war die Zeit reif. Aber auch für einen gigantischen Plan, den er zusammen mit Asmodis ausgeklügelt hatte. Nicht nur Sinclair sollte vernichtet werden, sondern auch dessen Umfeld. Und das war Scotland Yard!

Ein Großangriff der schwarzen Mächte auf diese Institution. Das hatte Orgow schon lange vorgeschwebt, und er würde es endlich wahrmachen. Zu erkennen war er kaum. Er hatte eine andere Gestalt angenommen, war nicht mehr so hager wie früher, aber die Stimme war geblieben. An ihr musste Sinclair ihn erkennen, wobei er schon einmal Kontakt mit ihm gehabt hatte, denn der Geist des Hexers hatte in einem Golem seinen Platz gefunden und diese fürchterliche Gestalt geführt. Orgow war wieder da!

Als er daran dachte, drang ein schauriges Gelächter aus seinem Mund. Er würde zuschlagen, und der Satan konnte an ihm seinen Spaß bekommen. Sinclair vernichtet, das war das Größte überhaupt. Noch war es nicht soweit. Erst Teil eins des Plans war aufgegangen. Durch Schwarze Magie war der Geisterjäger in eine Falle gelaufen und galt nun als Mörder.

Er war bereits im Spiel. Doch es hatte sich einiges geändert. Sinclair kämpfte nicht mehr allein. Ein Chinese stand an seiner Seite, er hatte weitere Helfer bekommen, und Orgow musste sich hüten.

Deshalb ging er auch so vorsichtig zu Werk, wobei er seinen Plan genau durchdacht hatte.

Er schaute wieder auf die Zutaten in den Schalen. Diese Dinge brauchte er, um das zu schaffen, was die Grundfesten des menschlichen Seins erschüttern sollte.

Die magische Bombe!

Der Hexer wollte sie basteln. Das Rezept hatte ihm der Satan gegeben. Eine wirklich höllische Anleitung, und Orgow freute sich darauf, sie in die Praxis umzusetzen.

Die Bombe würde vernichten. Nicht auf einmal, nein, sie war wie ein böses, grauenhaftes Gift, das in die Körper der Menschen hineinkroch und sie zerstörte.

Und wenn sie den erhofften Erfolg zeigte, würde über ganz London das grinsende Gesicht des Knochenmannes schweben. Eine Stadt konnte ihrer Menschen beraubt werden. Das war sein Plan. Der Hexer nahm den zweiten Teil in Angriff. Er bückte sich und hob die Schale mit dem grauweißen Inhalt an. Er legte den Stab dabei zur Seite, weil er beide Hände frei haben wollte.

Dann kippte er den Inhalt der Schale in diejenige, die der Buddha trug, und so vermischten sich die Ingredienzien miteinander zu einer schwarzen zähen Masse. Noch hatte er seine Arbeit nicht beendet. Der Hexer nahm auch die zweite Schale hoch und goss deren Inhalt ebenfalls in die, die der Buddha hielt.

Wieder rührte er um. Er nahm seinen Stab, der weite Kreise in die sirupzähe Masse zeichnete, bevor sie wieder zusammenlief und sich zu dem vermengte, nach dem er so fieberte.

Als er zufrieden war, kniete er sich nieder und schaute auf den Inhalt der Schale.

Für einen Moment zuckten seine Augen, er hob die Arme an, spreizte die Hände und breitete sie über der Schale aus. Er öffnete den Mund, verharrte noch in Trance, und erst danach drangen heisere

Worte aus seinem Rachen.

Der Hexer sprach in der Höllensprache. Krächzende Laute, tiefe Vokale, von einem Menschen wurde die Sprache nicht verstanden. Höchstens den Namen John Sinclair hätte man heraushören können. Professor Orgow sprach ihn öfter aus, und jedesmal wurde sein Hass stärker.

John Sinclair! Er allein interessierte den Hexer, ihn wollte und musste er vernichten. Auf seinem Schloss, in den unheimlichen Gewölben und dem Blutkeller hatte er es bei seinem Selbstmord versprochen. Ich komme wieder, hatte er gesagt. Und nun war er da!

Etwa drei Minuten dauerte die Beschwörung. Harte, krächzende Worte, die Orgow ausstieß und regelrecht auf die Schale spie, damit sich dort etwas tat.

Es begann mit einem Brodeln. Tief in der Masse fing es an. Die Oberfläche zitterte, Blasen erschienen auf ihr, sie wurden groß wie Finger und zerplatzten.

Ein ekliger Gestank breitete sich aus. Er drang auch in die Nase des Hexers, der den Geruch aufnahm wie einen kostbaren Balsam. Die Augen begannen zu glänzen, er tunkte seine Hände in die warm gewordene Masse, zog sie wieder hervor und schaute sie an. Die Finger waren ebenfalls leicht angeschwärzt. Er richtete sich auf, streckte die Arme aus und legte die Finger gegeneinander. Arme und Hände bildeten ein Dach über seinem Kopf, und in dieser Haltung blieb er stehen. Er konzentrierte sich und schaffte es, durch rein gedankliche Kraft den langen Stab vom Boden her in die Höhe zu hieven. Er schwebte allmählich hoch, glitt auch über das Gefäß hinweg und zielte auf die Hände des unheimlichen Hexers.

Als sich das eine Ende dicht vor seinen Fingern befand, krümmte Orgow sie und packte zu.

Eisern hielt er den Stab fest. In seinen Augen schien der Wahnsinn zu tanzen. Er kam sich vor wie ein gewaltiger Held, aus seinem

Mund drang ein Schrei, dann rammte er den Stab nach unten, und dessen Ende traf haargenau das brodelnde Gebräu in der Mitte der Schale. Der Stab blieb darin stecken, als der Hexer seine Hände von ihm löste und zurücktrat. Jetzt war es vollbracht.

Die magische Bombe stand!

Ein sehr deprimierter Suko ging zurück in das Büro, das er mit John Sinclair teilte. Dort fand er eine leichenblasse Glenda Perkins vor. Sie saß vor ihrer Maschine, die Abdeckhaube verbarg den »Hackkasten« noch, und Suko sah, dass Glendas Hände zitterten. »Ist das wirklich wahr?« fragte sie leise.

»Leider.«

»Und sie haben ihn eingesperrt?«

»Auch das.«

»O nein!« Glenda schüttelte den Kopf, so dass ihre langen Haare flogen. »Das kann ich nicht begreifen, das darf nicht wahr sein.« Sie hob die Arme und Schultern. »Ausgerechnet John Sinclair. Ausgerechnet er. John bringt doch keinen Menschen grundlos um.«

»Das sicherlich.«

»Wissen das die Kerle denn hier nicht?«

»Nolan hält sich an die Tatsachen. Die sprechen leider gegen John Sinclair.«

Glenda schüttelte den Kopf. »Nolan, wenn ich diesen Namen schon höre. Ausgerechnet der Kackheini. Entschuldigen Sie, aber es stimmt. Ich werde noch wahnsinnig, wenn das so weitergeht.«

»Er hat eben das Sagen. Du weißt selbst, wie er zu John steht. Der hat doch nur auf eine Gelegenheit gewartet, ihm eins auszuwischen. Verstehst du das?«

»Nein.«

»Ist doch ganz einfach...«

»Ich sehe das anders«, unterbrach Glenda den Inspektor.

»Und wie?«

»Kann es nicht sein, dass Chiefsuperintendent Nolan ebenfalls manipuliert wird? Dass er mit den dämonischen Mächten unter einer Decke steckt und mitspielt?«

Suko hatte während des vorherigen Dialogs an der Wand gelehnt. Jetzt stieß er sich ab, ging einen Schritt vor, blieb stehen und wirkte dabei wie ein Zinnsoldat.

»Was hast du?« flüsterte Glenda.

»Mensch, Mädchen, da sagst du was. Wenn du recht hast... Himmel, ich darf überhaupt nicht daran denken.«

»Du bist also auch meiner Ansicht?«

Suko schüttelte den Kopf. »So kannst du das nicht sehen. Man könnte es in den Bereich des Möglichen ziehen oder erwägen.«

»Was hast du denn vor?«

»Ich würde gern mit der Zeugin reden«, erwiderte Suko auf Glendas Frage hin, »da ich annehme, dass sie von den finsternen Mächten beeinflusst worden ist.«

»Dann mach es.«

Sukos Lachen klang bitter. »Die wird ebenso gehütet wie der amerikanische Goldschatz. Nolan und der Staatsanwalt stecken unter einer Decke. Die lassen keinen an die Frau heran. Das können wir uns abschminken.«

»Aber es muss doch in einer Demokratie möglich sein, dass ein Polizeibeamter mit einer Zeugin redet.«

»Normalerweise ja. Ich allerdings würde als befangen gelten. Mich wundert es nur, dass man mich noch nicht offiziell dazu erklärt hat. Schließlich bin ich Johns Freund.«

»Da wird Sir James schon einen Riegel...«

Das Telefon sumnte. Glenda wurde unterbrochen, hob ab und sagte zweimal »Ja, Sir.« Da wusste Suko Bescheid. Es war Sir James, der angerufen hatte.

»Du sollst noch mal zu ihm kommen«, erklärte Glenda. »Bis gleich.«

Sir James stand hinter seinem Schreibtisch, als Suko das Zimmer betrat. Sein Blick war nicht auf die Tür, sondern auf das Fenster gerichtet, so etwas kam bei ihm selten vor, und der Inspektor rechnete bereits mit einer neuen Hiobsbotschaft. Er sollte sich nicht geirrt haben. Zunächst schwieg der Superintendent, als er sich herumdrehte. Er schaute Suko nur an, öffnete schließlich den Mund und sagte: »Jetzt ist genau das eingetreten was ich befürchtet habe. Nolan läuft Amok.«

»Bin ich aus dem Rennen, Sir?«

»Genau. Er hat es beim Staatsanwalt durchbekommen, dass Sie wegen Befangenheit abgelehnt werden.«

Suko schluckte. Er hatte damit gerechnet, war aber dennoch überrascht, als es ihm so knallhart gesagt wurde. »Und Sie konnten oder können nichts dagegen tun, Sir?«

»Nein.« Der Superintendent hob die Schultern. »Das heißt, ich könnte eine Eingabe vorbereiten, aber was nutzt das alles? Ich muss den Dienstweg einhalten, und da gibt es Stellen, die mich abblocken oder die Sache verzögern können.«

»Ihr Draht zum Innenminister?«

»Wenn er Probleme hat, kommt er auch nicht zu mir. Es sei denn, er benötigt Sie oder John. Ich möchte diese Verbindung auch nur im Notfall strapazieren, wissen Sie...«

»Ja, das habe ich verstanden. Es heißt also, dass ich mich aus dem Fall zurückziehe.«

»Genau das ist es.«

»Meinen Sie das im Ernst, Sir?« Suko schaute seinen Chef ein wenig sprachlos an.

»Ja, das ist meine offizielle Meinung.«

»Und die inoffizielle, Sir?«

Der Superintendent rückte seine Brille zurecht. »Ich habe keine inoffizielle Meinung, Suko. Nur eine private.«

»Darf ich sie erfahren Sir?«

»Selbstverständlich. Ich weiß, dass John Sinclair unschuldig ist. Man muss es nur beweisen. Das wär's dann wohl, Suko. Ich höre sicherlich wieder von Ihnen. Man hat Ihnen ja nicht verboten, das Yard Building zu betreten.«

Suko lächelte. »Sir, ich habe verstanden. Und ich danke Ihnen.«

»Für was?«

»Nur so, Sir, nur so...«

Zwei Tage hockte ich bereits in der Zelle!

Wahnsinnig wurde ich nicht, aber ich bekam mittlerweile Platzangst. Jeden Flecken kannte ich, jeden Streifen an der Wand, und obwohl ich mit allem versorgt wurde, hatte ich das Gefühl, allmählich durchzudrehen. Wie musste es Menschen ergehen, die jahrelang im Knast sagen? Schrecklich, grausam, aber im Gegensatz zu mir hatten die Knastologen etwas verbrochen.

Ich war unschuldig. Und untätig.

Mein Gott, was hätte ich in der Freiheit wirbeln können. Ich hätte mich an die Fersen dieser Nancy Day geheftet, aber die wurde unter Verschluss gehalten, wie ich von Suko erfahren hatte.

Mein Partner und Freund war ebenfalls aus dem Spiel. Man hatte ihn als befangen erklärt, und er musste wohl oder übel auf einen offiziellen Einsatz verzichten.

Glenda kam ebenfalls ein paar Mal am Tag und brachte persönlich ihren Kaffee. Auch Sir James ließ sich bei mir sehen. Er brachte schlechte Nachrichten. Ich hörte nur immer, dass Nolan die Ermittlungen regelrecht voranpeitschte und zusammen mit dem Staatsanwalt an der Anklage bastelte.

Keine guten Aussichten für mich. Dennoch steckte ich den Kopf nicht in den Sand. Ich überlegte verzweifelt, was die andere Seite mit dieser Tat bezwecken konnte. Dabei kam mir der Gedanke, ob es wirklich nur um mich oder noch um andere Dinge ging.

Ich wusste es nicht.

Auch der zweite Tag verrann, und als ich auf die Uhr schaute, da wusste ich, dass es draußen schon dämmrig geworden sein musste. Ein Fenster besaß die Zelle leider nicht.

Bald würde es Abendessen geben. Ich hatte den Gedanken kaum gedacht, als ich von draußen bekannte Schritte hörte. Es war Paul Breaver, der da kam.

Der Riegel wurde zurückgeschoben, die Tür öffnete sich nach innen, und der im Dienst ergraute Beamte erschien mit einem Tablett, das er auf einer Hand balancierte. Paul hatte seine Mühe. Er war schließlich kein Kellner. Ich lief hin und nahm ihm das Tablett ab, wobei ich es zum Tisch brachte und dort abstellte.

Paul schloss die Tür. »Danke, John!«

»Keine Ursache. Glaubst du an meine Unschuld?« fragte ich den Beamten.

»Aber sicher.« Erstaunt sah Paul Breaver mich an. »Ich glaube sogar fest an deine Unschuld.«

»Und woher willst du das wissen?«

»John, ich kenne dich lange genug. Nein, du hast keinen gekillt. Da hat dir einer ein Kuckucksei ins Nest gelegt, das liegt doch klar.«

»Danke, Paul, dass du es so siehst.« Ich schaute auf das Essen. Das Gericht hatte ich mir wünschen können. Es war eine warme Suppe, ein paar Kartoffeln und dazu ein Fleischklops. Leider gab es kein Bier. Ich hätte gern eins getrunken.

Paul Breaver setzte sich immer zu mir, obwohl es eigentlich verboten war, sich mit einem Gefangenen gemütlich zu unterhalten, aber der im Dienst ergraute Beamte dachte da anders.

»Lass es dir schmecken, John.«

Ich schaute ihn an. Zwischen uns befand sich der Dampf des Essens.

»Du redest so, als wäre es meine Henkersmahlzeit.«

Er hob die Schultern. »Auf jeden Fall dreht dieser Nolan durch. Was man so von ihm hört...«

Ich grinste. »Rede schon...«

»Für den sitzt du schon lebenslänglich hinter Gittern.«

»Sagt er das?«

»Nein, aber man merkt es.«

Ich aß von den Kartoffeln. Sie waren leider nicht mehr heiß. »Und was erzählt er sonst?«

»Nichts weiter. Ruft immer bei uns an und erkundigt sich nach dem Wohlergehen seines Gefangenen.«

»Wie schön.«

»Wann kannst du denn raus?« fragte Paul. »Tut dein Kumpel denn nicht alles für dich?«

»Suko?« Ich lächelte. »Man hat ihm die Hände gebunden. Er darf sich nicht um meinen Fall kümmern.«

»Hält er sich denn daran?«

»Keine Ahnung, Paul.«

Breaver lachte leise. »Ahnst du, wer dahinter steckt?«

Ich nahm einen Schluck Mineralwasser. Es schmeckte abgestanden. Wie Spülwasser. »Ich habe mir den Kopf zerbrochen, weiß aber nichts Genaues. Wer so vielen Gestalten dienstlich schon auf die Füße getreten ist, bekommt immer Ärger, wie du dir sicherlich vorstellen kannst, Paul.«

»Das glaube ich auch. Gerade bei deinem Job. Obwohl ich noch nie einen Vampir oder einen Dämon gesehen habe.«

»Es gibt sie aber.«

»Wenn du es sagst.«

Ich aß weiter, und Paul legte schon seine Zigaretten auf den Tisch. Es gehörte zum Ritual, dass wir nach dem Essen zusammen ein Stäbchen qualmten. Paul ließ es sich nicht nehmen, mir eine von seinen Zigaretten anzubieten. Ich lehnte auch nicht ab, als ich den Teller zurückgeschoben hatte.

Wir schauten uns an, und Paul schüttelte den Kopf. »Nein, so wie du sieht kein Mörder aus.«

»Wie denn?«

Er winkte ab. »Du weißt genau, wie ich das meine. Da hat dich einer geleimt.«

Mir fiel etwas ein. »Hat eigentlich die Presse etwas über mich geschrieben?«

»Nicht das ich wüsste.«

Da war ich froh. Wahrscheinlich steckte Sir James dahinter. Wenn sich die Reporter um den Fall gekümmert hätten, wäre es unter Umständen böse für mich ausgegangen. Die hätten mich jetzt schon gekreuzigt, denn sie warteten auf so etwas.

»Was willst du denn morgen essen?« fragte Paul.

»Kann ich noch nicht sagen.«

»Der Fraß taugt nichts, ich weiß.«

Ich hob die Schultern. »Das Zimmer ist ja auch mies, wie du siehst.«

Mein Grinsen wirkte gequält. Ein Schluck war noch in der Flasche. Ich leerte sie.

Dann hörten wir Schritte auf dem Gang. Paul Breaver stand auf. »Die kenne ich.«

»Wer kommt denn da?«

»Nolan!«

»Geh lieber.«

»Okay, John.« Paul Breaver packte das Tablett, drehte sich um und hatte kaum die Tür erreicht, als diese aufgedrückt wurde und

Chiefsuperintendent Nolan auf der Schwelle stand. Er schaute in die Zelle und verzog das Gesicht.

»Hier stinkt es ja«, sagte er.

»Wenn Sie Fenster gebaut hätten, wäre das nicht passiert«, gab ich zurück.

»Sie haben wohl noch immer das große Mundwerk?«

»Das sehe ich nicht so. Aber wollen Sie sich nicht setzen, Sir?«

»Nein. Ich bin gekommen, um Ihnen folgendes zu sagen. Sie werden noch eine Nacht hier verbringen...«

»Und dann entlassen«, unterbrach ich ihn.

Sein Lachen erinnerte mich an das Meckern einer Ziege. »Von wegen. Sie werden nur überführt, denn übermorgen beginnt bereits der Vorprozess gegen Sie.«

»Im Ernst?«

»Natürlich.«

»Und was wirft man mir vor?«

Nolan schnappte nach Luft. »Wollen Sie mich hier auf den Arm nehmen, Sinclair?«

»Nein. Ich will nur wissen, was man mir vorwirft.«

»Mord, mein Lieber!«

Ich winkte ab. »Daran glauben Sie doch selbst nicht, Nolan.«

»Und ob ich daran glaube, Sinclair. Sie haben einen Mann umgebracht. Einen waffenlosen, wohlgemerkt. Die Aussagen der jungen Frau stehen. Sie rückt nicht davon ab.«

»Kann ich mit ihr reden?«

Nolan schaute mich an, als hätte ich wer weiß was von ihm verlangt.

»Sind Sie verrückt? Sie können doch nicht mit der Hauptbelastungszeugin sprechen.«

»Ich dachte. Morgen bei der Vorverhandlung doch sicherlich. Oder haben Sie dann auch etwas dagegen?«

»Nein.«

»Ich danke Ihnen!«

Nolan hörte den Spott in meiner Stimme. Seine Mundwinkel zuckten, als ich ihn angrinste. »Sinclair!« flüsterte er. »Diesmal kommen Sie nicht davon. Sie haben zu hoch gespielt. Sie sind kein James Bond, dem das Töten offiziell erlaubt ist. Sie müssen sich an die Gesetze halten, und das haben Sie nicht getan.«

»Was Ihnen aber sehr gelegen kommt, nicht wahr?«

»Wie meinen Sie das?«

»Ich kann mir vorstellen, dass Sie einen privaten Rachefeldzug gegen mich führen. Sie haben nicht vergessen, dass wir neulich einmal sehr unterschiedlicher Meinung waren. Das habe ich Ihnen deutlich klar gemacht, und jetzt fühlt sich der große Chiefsuperintendent Nolan in seiner Polizisten-Ehre gekränkt.«

Nolan schluckte ein paar Mal. Er wurde blass. So etwas hatte ihm noch niemand gesagt, aber es hatte einfach sein müssen. Der konnte nicht mit mir machen, was er wollte.

»Gefällt Ihnen nicht, wie?«

»Das ist eine bodenlose Unverschämtheit!« keuchte er. »Was erlauben Sie sich?«

»Ich habe nur die Wahrheit gesagt.«

»Das können Sie morgen bei der Verhandlung, Sinclair. Da wird man Ihnen schon die Grenzen zeigen.«

»Mal sehen.«

Der Chiefsuperintendent fauchte noch einmal wütend und verschwand. Ich hörte seine Schritte auf dem Gang hacken. Jemand schob auch den Riegel wieder vor.

Ein hartes Lächeln kerbte meine Lippen. Vor der Verhandlung hatte ich keine Angst. Im Gegenteil, ich wartete darauf, denn dort würde ich die Zeugin wiedersehen auf die der Chiefsuperintendent so gewaltige Hoffnungen setzte.

Ich war gespannt...

Jetzt begann wieder einer der langen Abende. In einer Wohnung kann man es allein aushalten, in einer Zelle ist das schon schwieriger. Ich brauchte nur ein paar Schritte zu laufen, um gegen die Wand zu prallen. Das war an allen vier Seiten gleich.

Eine verdamnte Sache.

Mein Bett bestand aus einem Gestell, über dem eine durchgelegene Matratze lag. Sie besaß eine richtige Kuhle und stank fürchterlich. Es war alles ziemlich mies. Die zerfledderten Zeitungen und Magazine bedachte ich mit keinem Blick. Ich hatte in ihnen geblättert und kannte sie fast auswendig.

Was blieb mir anderes übrig, als mich auf das Bett zu legen. In der Umgebung wurde es ruhiger. Ich wusste, dass ein Schichtwechsel bevorstand. Die Männer der Nachtschicht nahmen ihren Dienst auf. Es würde noch jemand nach mir schauen, das kannte ich bereits. Bisher hatte ich immer auf dem Bett gelegen und die grüngrau gestrichene Decke angestarrt. Heute würde es auch nicht anders sein. Decke und Wände zeigten den gleichen Anstrich. Man kam sich wirklich vor wie in einer Höhle. Ich atmete ein paar Mal tief durch. Es gibt Gefangene, die schon in der Untersuchungshaft alle Hoffnungen aufgeben. Zu den Typen gehörte ich nicht. Bei mir war es etwas anderes, denn ich dachte und hoffte noch auf meine Freunde. Suko würde nicht untätig bleiben und dafür sorgen, dass alles getan wurde, um meine Unschuld zu beweisen.

Wenn er nur an diese Nancy Day herankäme. Dann würde sich das meiste schon von allein erledigen. Davon war ich fest überzeugt, denn ich glaubte daran, dass Nancy Day von bösen Mächten oder sogar dem Satan beeinflusst worden war.

Das musste sich alles noch zeigen.

Auf dem Gang hörte ich Schritte. Der Riegel wurde wieder zurückgeschoben, die Tür schwang nach innen, und ich schaute in die

Gesichter zweier Beamter, die mir zunickten.

»Alles klar?«

Ich lachte. »Was sollte unklar sein?«

»Nur so, Sir.«

»Sie können beruhigt Ihre Schicht antreten. Ich breche nicht aus, wirklich nicht.«

Beide lachten verlegen, weil sie nicht wussten, was sie erwidern sollten.

»Sir«, sagte der Größere der beiden. »Wenn wir ehrlich sein sollen, wir glauben nicht an Ihre Schuld.«

»Sagen Sie das mal Nolan.«

»Stimmt auch wieder.«

»Ich gebe euch einen aus, wenn ihr ihn von meiner Unschuld überzeugen könnt.«

»Das wird uns kaum gelingen. Wir drücken Ihnen trotzdem die Daumen, Mr. Sinclair.«

»Danke, das ist nett.«

Sie grüßten noch einmal und zogen sich zurück. Ihre Schritte verklangen allmählich. Stille kehrte ein. Ich war wieder mit meinen Gedanken allein. Trübe Gedanken waren es, denn meine Lage war mehr als bescheiden. An der Decke brannte die Lampe. Eine große Birne, die durch ein Gitter gesichert war. Sehr lichtstark war sie nicht, denn es blieben noch einige Schatten im Raum zurück.

In den letzten beiden Nächten hatte ich nur wenige Stunden geschlafen. Es wollte mir einfach nicht gelingen, in Morpheus' Arme zu rutschen. Zu starke Gedanken quälten mich. Ich machte mich darauf gefasst, wieder Stunden wach zu liegen und nachzudenken.

Konnte mir jemand helfen?

Von Myxin und Kara hatte ich lange nichts gehört. Wenn es Suko gelang, die beiden zu finden, könnten die unter Umständen Kontakt mit der Zeugin Nancy Day aufnehmen, denn ich konnte mir kaum

vorstellen, dass es Nolan gelang, sein Schoßkind auch gegen Personen wie Kara und Myxin abzuschirmen. Wir würden sehen.

Die Minuten tropften dahin. Kaum ein Geräusch war zu hören. In den Nachbarzellen schliefen die Gefangenen ebenfalls. Randle machte jedenfalls keiner.

Eine Waffe hatte man mir gelassen. Es war das Kreuz. Damit kann man keinen Ausbruch versuchen, so hatte Nolan gesprochen. Zum Glück wusste er nicht, welche Kräfte in dem Kreuz steckten und dass es mir auch gelang, sie zu aktivieren, wenn ich einen bestimmten Bannspruch rief.

Aber würde die Kraft des Kreuzes diese Mauern sprengen können und mir zur Freiheit verhelfen?

Wohl kaum, denn was sich um mich herum befand, konnte man ja nicht als böse bezeichnen. Es war völlig normal, auch wenn ich gefangen gehalten wurde.

Ich hatte das Kreuz in die Hand genommen und schaute es an. Geheimnisvoll glänzten die Zeichen. Ich sah die Signaturen der vier Erzengel an den Enden, die heilige Silbe, das Allsehende Auge und dachte daran, wie oft mir das Kreuz schon geholfen hatte und auch Mittler gewesen war.

Tief atmete ich ein. Jetzt hatte ich es zwar, aber es gelang mir nicht, mit dem Kruzifix die Wände zu durchbrechen. Dazu hätte ich eine normale Sprengladung gebraucht und keine magische.

Meine rechte Hand lag auf dem Kreuz. Die Finger berührten das Silber an zwei Enden, und diese beide Enden reagierten mit einemmal. Sie erwärmten sich. Meine Haut spürte die Wärme, und im Nu war ich hellwach.

Das Kreuz hatte mir ein Zeichen gegeben! Weshalb? Ich wusste es nicht, mir war nur klar, dass ich jetzt Acht geben musste. Irgend etwas würde geschehen.

In der Zelle war es still. Selbst mein Atmen hatte ich reduziert,

damit kein Laut die herrschende Stille unterbrechen konnte. Überlaut hörte ich meinen Herzschlag. Ich spürte ihn sogar an den Rippen und merkte die Echos im Kopf.

Seltsam, sehr seltsam...

Meine Blicke durchforsteten die Zelle. Wenn ich direkt in die Lampe schaute, schmerzte das Licht in meinen Augen, das störte mich, deshalb knipste ich es aus. Einer der beiden Schalter war auch vom Bett aus zu erreichen. Dunkelheit umfing mich. Im ersten Moment konnte ich wirklich nichts sehen. Aber als ich zur Tür schaute, sah ich den schmalen gelben Streifen, der unter der Ritze hervorkroch.

Allerdings war der Streifen nicht die einzige Lichtquelle, wie ich sehr schnell feststellte. Es gab noch eine zweite, und das war mein Kreuz, das auf meiner Brust lag.

Sehr schwach strahlte es ab. Dass es überhaupt leuchtete, bewies mir das Vorhandensein einer fremden Magie. Irgend etwas befand sich unsichtbar um mich herum, wobei ich leider nicht sagen konnte, um was es sich handelte.

War es etwas Böses oder das Gegenteil davon? Eine Antwort bekam ich nicht. Die musste ich mir schon selbst suchen.

Die um das Kreuz liegende Lichtaura begann zu zittern. Es war ein helles Beben, ein Schleier, der von kleinen, lautlosen Explosionen ausgefüllt wurde.

Noch lag ich auf dem Rücken, lauschte in die Dunkelheit hinein, hörte aber kein Geräusch, bis plötzlich die Stimme da war und meinen Namen rief. Ich setzte mich aufrecht.

»John Sinclair!«

»Ja...«

»Du erkennst mich nicht?«

Ich überlegte einen Augenblick. Natürlich kannte ich die Stimme. Es lag noch nicht lange zurück, da hatte sie bereits zu mir

gesprochen, und auch da war sie aus dem Nichts gekommen, aus einer anderen Dimension, einem anderen Reich. Schlagartig wusste ich Bescheid. Jemand, der mir zur Seite stehen wollte, hatte mich gerufen. Es war Tanith, eine Tote!

Mit vielem hätte ich gerechnet, aber nicht mit Tanith. Dass sie es geschafft hatte, mit mir Kontakt aufzunehmen, machte mir Mut und Hoffnung. So hilflos war ich doch nicht.

Über meine Lippen zuckte ein Lächeln. Es war wunderbar, wenn Tanith sich meldete, und vielleicht gelang es ihr sogar, mir die Auflösung des rätselhaften Falles zu präsentieren. Tanith war zwar gestorben, doch ihr Geist war nicht in das Reich der Toten eingegangen. Er schwebte in einer anderen oder sogar zwischen den Dimensionen, um von dort aus lenkend und helfend eingreifen zu können.

Allerdings war auch sie gehandicapt. Im Leben hatte sich Tanith immer auf ihre magische Kugel verlassen. Die stahl ihr der Teufel, nachdem er die Wahrsagerin und Astrologin umgebracht hatte. Den Kelch des Feuers, zu dem die Kugel genau passte, nahm er ebenfalls mit, doch ihn konnte ich wiederholen.

Es fehlte nach wie vor die Kugel. Für sie hatte sich der Teufel einen besonderen Platz ausgesucht. Die Kugel wurde von einem Golem bewacht, und nicht nur das, sie befand sich sogar an seinem Körper, und der Golem, der aussah wie ein Roboter, war in Wirklichkeit keiner, sondern eine Hülle, die mit dem Geist eines gefährlichen Hexers gefüllt gewesen war.

Es war Professor Orgow!

Zu dem hatte ich ein besonderes Verhältnis, denn er war mein erster Gegner überhaupt gewesen. Im Sterben noch schwor er mir Rache, und eigentlich hatte ich ihn schon vergessen, bis ich dem Golem begegnete und seine Stimme aus diesem Monstrum hörte.

Die Kugel hatte ich nicht bekommen, auch Tanith war es nicht

vergönnt gewesen, denn Kugel und Kelch zusammen hätten ihr Macht gegeben. So aber mussten wir weitersuchen.

Und nun meldete sich Tanith.

Sie hatte es schon einmal getan und mir aus einer verdammt schwierigen Lage geholfen. Würde sie es jetzt wieder versuchen und sich in den Fall einmischen?

Eigentlich konnte ich nur hoffen, dass so etwas geschah, und deshalb wartete ich mit einer nahezu fiebernder Spannung auf ihre nächsten Worte.

»John, gib Antwort.«

»Ich höre dich, Tanith.«

»Das ist gut. Ich weiß, wie schlecht es dir geht und dass jemand dich ausschalten will.«

»Wer?« hauchte ich.

»Es ist der gleiche, den du im Innern des Golem entdeckt hast, denn er vergaß nichts.«

»Orgow!«

»Genau, John Sinclair. Der Satan hat längst nicht aufgegeben. Er will noch immer deine Vernichtung. Er und Orgow haben sich einen besonderen Plan zurechtgelegt. Es gehört dazu, dass du in einer Zelle liegst und aus dem Spiel bist. So haben sie freie Bahn, und sie werden schon sehr bald zuschlagen.«

»Nur die beiden?«

»Nein, sie haben Helfer.«

»Wen?«

»Es sind leicht zu beeinflussende Menschen gewesen. Einen von ihnen hast du getötet, wie ich hörte.«

»Das stimmt.«

»Er hatte eine Waffe. Nichts wurde dem Zufall überlassen. Deine Reifenpanne war geplant. Die Falle war so aufgebaut, dass du dich in ihr verstricken musstest, und es gelang. Die Waffe verschwand auf

magische Weise. Man wird dich einsperren für eine Tat, die du zwar begangen hast, die sich jedoch unter völlig anderen Umständen zugetragen hat. Und deine Gegner bekamen Unterstützung, denn Scotland Yard selbst sorgte dafür, dass man dich einsperrte. In dieser Nacht aber wird es passieren.«

»Was?«

»Die magische Bombe ist unterwegs. Sie wird bei Scotland Yard explodieren, und dann kann der Hexer triumphieren. Er hat sie gebastelt, und sie ist brandgefährlich.«

»Was kann ich tun?«

»Das weiß ich nicht, John.«

»Und wie sieht die Bombe aus?«

»Davon habe ich auch keine Ahnung. Ich konnte nur in Erfahrung bringen, dass es sie gibt.«

»Ist sie schon hier?«

»Du musst sie vernichten, bevor sie explodiert.«

Ich konnte mir ein Lachen nicht verkneifen. »Das würde ich gern. Nur bin ich gefangen.«

»Das möchte ich ändern.«

Diese einfach dahingesprochenen Worte waren brisant, und ich konnte ihnen vertrauen. Schon einmal hatte Tanith mir geholfen. Und zwar durch den Kelch des Feuers. Mein Kreuz und der Kelch waren eine Verbindung eingegangen. Ihre gemeinsame Magie schaffte es, mich unsichtbar zu machen.

Wenn das wieder gelingen konnte, sahen meine Chancen schon wesentlich besser aus. Deshalb fieberte ich den weiteren Ereignissen förmlich entgegen. Eine Gänsehaut bildete sich auf meinem Körper. Ich lauschte der Stimme nach, aber Tanith sagte nichts mehr.

»Bekomme ich den Kelch?« nahm ich das leise Gespräch wieder auf.

»Ja, ich gebe ihn dir, John Obwohl ich ihn wieder zurückhaben möchte, denn ich warte noch immer auf die Kugel, damit ich beides verbinden kann. Versuche eine Verbindung zwischen dem Kelch und dem Kreuz herzustellen. Die magische Bombe muss gestoppt werden!«

»Ich will es versuchen!«

Während des Gesprächs hatte ich in den Raum geschaut. Tanith war für mich nicht sichtbar geworden. Ihr Geist blieb weiterhin zwischen den Dimensionen, aber ich sah etwas über den Boden funkeln, wobei es sich auch nicht weit von der Tür entfernt befand.

Dort fanden magische Entladungen statt. Tanith hielt ihr Versprechen. Aus einer anderen Dimension schickte sie den Kelch rüber. Das Funkeln verstärkte sich. Bisher hatte ich bei Materialisationen nur immer einen silbrigen Schein gesehen, der dann allmählich die Gestalt des Gegenstands annahm, um den es sich handelte. Jetzt schimmerte es golden vor mir.

Der Kelch erschien!

Ich rutschte vom Bett, stellte meine Füße auf den kalten Boden, drehte mich und ging dem Kelch entgegen, der vor mir in der Luft schwebte. Ich breitete die Hände aus, weil ich ihn umfassen wollte, aber noch hatte er sich nicht voll materialisiert. Ich musste einen Moment warten, dann war alles klar.

Unter meinen Händen spürte ich endlich das Gold des Kelches. Es war hart geworden, ich wusste, dass er kein Trugbild war und atmete tief durch. Die Hilfe war gekommen.

Noch einmal hörte ich Taniths Stimme. »Aktiviere dein Kreuz, bringe es mit dem Kelch zusammen! Beeile dich, der Teufel und seine Magie wollen nicht mehr warten! Sie lauern, sie sind in deiner Nähe. Du musst schnell machen, John Sinclair, schnell...«

Beim letzten Wort hatte sich ihre Stimme verändert. So etwas wie Angst und Panik schlangen darin mit. Das hatte ich bei Tanith noch

nie gehört. Es musste ihr wirklich schlecht ergehen, wenn sie so reagierte. Aber ich hatte den Kelch.

Ohne mich umzudrehen, schritt ich bis zum Bett zurück, spürte die Breitseite an meinen Beinen und ließ mich wieder auf die Matratze fallen. Den Kelch stellte ich auf meine Oberschenkel, ohne ihn allerdings loszulassen.

Mit beiden Händen umfasste ich ihn, wobei mein Blick in ihn hineinfiel. Ich hatte einmal Taniths Gesicht dort schimmern sehen. Das war diesmal nicht der Fall. Ihr Geist hatte sich zurück in die Unendlichkeit der Dimensionen gezogen und mich mit meinem Problem allein gelassen. So musste ich ohne direkte Hilfe mit allem fertig werden. Der Kelch des Feuers! War er wirklich mein großer Helfer? Ich hoffte es und zitterte innerlich, denn ich hatte Taniths Warnung sehr gut verstanden. Der Angriff Schwarzer Mächte und die damit verbundene Explosion der magischen Bombe standen dicht bevor. Konnte ich etwas retten?

Mein Kreuz legte ich in den Kelch und hielt die silberne Kette noch fest. Ich hatte sie um zwei Finger geschlungen.

»Terra pestem teneto - Salus hic maneto!« So hieß die magische Formel zur Aktivierung meines Kreuzes. In Verbindung mit dem Kelch würde sie eine Unsichtbarkeit bei mir auslösen.

Ich saß da und wartete. Für Sekunden flammten die Enden des Kreuzes auf. Blitze zuckten hervor, rasten an den Innenwänden des Kelchs entlang, bildeten dort ein blitzendes Netz aus Strahlen, mehr geschah nicht. Ich blieb sichtbar, löste mich nicht auf, wie es geplant war, und die dicken Mauern des Gefängnisses hielten mich nach wie vor. Es dauerte eine Weile, bis ich begriff. Vielleicht eine halbe Minute saß ich regungslos auf der Bettkante, schüttelte den Kopf und wunderte mich darüber, dass nichts geschehen war.

Tanith hatte sich geirrt! Etwas anderes kam für mich nicht in Betracht. Aber wieso hatte sie daneben gegriffen? Sie kannte sich

doch aus, musste die Magie beherrschen, und dennoch war nichts geschehen. Wie konnte das sein?

Ich dachte darüber nach, grübelte, zerbrach mir den Kopf, doch auf eine Lösung kam ich nicht. Die Magie hatte versagt!

Noch klang mir ihre Warnung im Ohr nach. Tanith hatte davon gesprochen, dass die andere Magie bereits in der Nähe lauerte. War sie schon so nahe, dass sie den Kelch des Feuers damit umfing und ihm seine eigentliche Stärke nahm?

Verloren kam ich mir vor, wie ich so auf der Bettkante hockte und in den Kelch starrte. In den beiden Tagen zuvor war ich nicht depressiv geworden, nur irgendwie sauer, doch jetzt schwanden meine Hoffnungen allmählich dahin.

Etwas braute sich über meinem Kopf zusammen. Etwas sehr Gefährliches, das kaum zu fassen war und ich trotz meiner magischen Gegenmittel nicht lokalisieren konnte. Es befand sich nur in meiner Nähe.

Ich atmete tief ein. Schmerzhaft spürte ich das Pochen meines Herzens. Die Reaktion kannte ich. Sie trat immer dann ein, wenn ich allmählich Angst bekam...

Noch ein anderer verzweifelte. Suko!

Der Inspektor war nach Dienstschluss zu Shao gefahren, wo sie mit Tee auf ihn wartete. Seinem Gesicht sah Shao an, dass bei Suko etwas schiefgelaufen war.

»Noch immer keine Hoffnung?«

»Nein.« Suko zog seine Jacke aus und hängte sie an den Haken. Er war mit dem Bentley gekommen. Man hatte den Reifen gewechselt, der Wagen war wieder fahrtüchtig.

Shao hob die Schultern, als sie sich im Wohnzimmer auf die Couch setzte. »Ich verstehe es auch nicht«, sagte sie. »Ich begreife es nicht, dass so etwas überhaupt möglich sein kann.«

»Die Raffinesse schwarzmagischer Wesen ist eben größer als die der normalen Menschen oder Gangster, wenn ich da an Logan Costello und seine Mafiabrut denke.«

»Kann er dahinterstecken?« fragte Shao.

Suko schaute seine Freundin an und schüttelte den Kopf »Das glaube ich nicht. Costello hat schwer einen auf den Hut bekommen. Eine starke Niederlage. Xorron und Shimada haben ihm auf eine gewisse Weise den Schneid abgekauft. Davon muss er sich zunächst einmal erholen. Aber das ist es nicht, was mir große Sorgen bereitet. Wenn der Teufel tatsächlich hinter den Plänen steckt, davon gehe ich eigentlich aus, ist es möglich, dass er sein Netz diesmal so dicht gespannt hat, dass ihm niemand entfliehen kann. Auch John nicht. Und Glenda hat mich auf eine Idee gebracht. Asmodis macht ja vor nichts Halt. Und vielleicht ist ihm dieser Chiefsuperintendent Nolan gerade recht gekommen.«

»Das wäre möglich.«

Suko nahm einen Schluck Tee, stellte die hauchdünne Tasse auf den ebenfalls dünnen Unterteller und meinte: »Ob ich mal mit ihm reden soll?«

»Mit Nolan?«

»Ja.«

Shao winkte ab. »Nein, Suko, der lässt dich kalt abfahren. Ich habe ihn zwar noch nie gesehen und auch nicht mit ihm gesprochen, doch genügend über ihn gehört. Nolan will John vernichten.«

Suko hob den Finger und verengte die Augen. »Und genau das, Shao, wird ihm nicht gelingen.«

Die Chinesin lachte. »Es würde mich freuen. Aber wie willst du das verhindern?«

»Ich muss an Nancy Day heran.«

»Weißt du, wo sie sich aufhält?«

»Nein.«

»Wer könnte es denn wissen?«

»Nolan natürlich.«

»Sonst noch jemand?«

Suko wiegte die Schulter. »Vielleicht Sir James. Obwohl ich nicht so recht daran glauben will, weißt du...«

»Ruf ihn an!«

Suko schaute nach rechts, wo auch das Telefon stand. Der Apparat lockte. Er dachte daran, dass zwei Tage vergangen waren. Nichts hatte sich bewegt. Die Situation war noch ebenso schlecht. Und das wollte der Inspektor eben ändern.

»Ruf ihn an!« drängte Shao.

Suko nickte, stand auf, wollte zum Telefon, als der Apparat anschlug. Jetzt beeilte sich der Inspektor noch mehr, hob ab und schaltete gleichzeitig den Lautsprecher ein, damit Shao ebenfalls mithören konnte. Sir James war Suko zuvorgekommen und rief selbst an. »Gibt es irgendwelche Neuigkeiten?« fragte der Inspektor.

»Eigentlich nicht. Aber Nolan ist sehr aktiv. Er hat bereits für den morgigen Tag eine Vorverhandlung einberufen.«

»Und?«

»Es wird wohl alles klappen.«

Suko schluckte. Er schaute zur Seite und stellte fest, dass Shao blass geworden war. Sie hatte auch verstanden und wusste ebenfalls, wie sehr sich die Lage damit zugespitzt hatte.

»Und Sie konnten nichts dagegen unternehmen?« fragte Suko mit rauher Stimme zurück.

»Nein. Nolan hat alles an sich gerissen.«

»Sir, ich will Ihnen keine Vorschriften machen«, sprach Suko weiter.

»Aber wäre jetzt nicht der Zeitpunkt gekommen, beim Innenministerium zu intervenieren?«

»Das habe ich schon getan«, erklärte Sir James. »Leider ohne

Erfolg. Die Verantwortlichen sind über alles informiert, doch ich benötige Beweise für Johns Unschuld. Und wenn es nur ein winziger Zipfel ist, der uns anzeigt, dass an der Sache etwas nicht sauber ist. So aber hat man zwar Verständnis für meine Bitten gezeigt, aber ich stand mit leeren Händen da, wenn Sie begreifen.«

»Ja, Sir, das ist mir klar geworden. Und ich weiß auch, dass man mit Dank oder dem Dank des Vaterlandes nicht zu rechnen braucht. Schade, denn ich sah es immer anders.«

»Haben Sie sich eine Illusion gemacht?«

»Das hatte ich bisher, Sir.«

»Dann vergessen Sie diese, und verschaffen Sie mir den kleinsten Beweis herbei, dass es bei der Mordanklage nicht mit rechten Dingen zugegangen ist. Darauf warten meine Freunde im Ministerium. Chiefsuperintendent Nolan ist bei ihnen ebenfalls nicht sehr gelitten.«

»Kann man sagen, dass sie auf einen Fehler warten?« fragte Suko.

»Im Prinzip kommen Sie der Sache ziemlich nahe.«

»Danke, das wollte ich wissen. Da uns nur noch eine Nacht Zeit bleibt, Beweise herbeizuschaffen, muss ich mich beeilen. Leider weiß ich noch nicht genau, wo ich einhaken soll.«

»Nancy Day.«

»Das ist das Stichwort, Sir. Wissen Sie, wo sie sich aufhält?«

»Ja.«

Suko atmete tief ein. »Geben Sie mir die Adresse, Sir.«

»Ich darf es nicht.«

»Sir, es wird keiner erfahren. Himmel, es geht um John Sinclair! Verstehen Sie!«

»Das ist mir klar. Gut, sie wohnt in einer kleinen Pension in Chelsea. Wir bringen öfter dort Leute unter. Sie liegt ein wenig versteckt. Ich sage Ihnen auch die genaue Anschrift.«

Shao schrieb mit. Suko bedankte sich und sagte zum Abschluss:

»Sir, Sie werden wieder von mir hören. Wahrscheinlich schon in den nächsten Stunden.«

»Das will ich hoffen. Und noch etwas. Seien Sie vorsichtig. Nancy Day wird bewacht. Soviel mir bekannt ist, hat Nolan zwei Leute abgestellt, die sie rund um die Uhr nicht aus den Augen lassen sollen.«

»Danke für den Tip!« Damit legte Suko auf und beendete das Gespräch. Als er sich zu Shao umdrehte, hatte sich sein Gesicht verzogen. Er strahlte, und ein Lächeln lag auf seinen Lippen. »Endlich ein Schimmer der Hoffnung«, sagte er.

»Soll ich mitfahren?« rief Shao hinter ihrem Partner her, der bereits seine Jacke in der Diele überstreifte.

»Nein, du bleibst hier und hältst die Stellung. Alles andere erledige ich schon.«

Shao kam zu ihm. »Viel Glück«, flüsterte sie und drückte ihre Wange gegen Sukos. »Gib auf dich Acht, und denke an John. Wir müssen ihn rausholen.«

»Das verspreche ich dir«, sagte Suko und nickte heftig.

Chelsea gehört zu den vornehmen Wohnvierteln Londons. Tagsüber herrscht in diesem Stadtteil zwar Betrieb, in der Nacht oder am Abend ist es ziemlich ruhig. Suko hatte freie Fahrt.

Die kleine Pension lag in der Nähe des Polytechnikums und damit auch nicht weit von der King's Road entfernt. Sehr nahe war auch der große Antik-Markt, zu dem täglich Tausende von Besuchern strömten. Suko fand die kleine Straße auf Anhieb. Er brauchte auch nicht weit bis zu dem entsprechenden Haus zu fahren. Es lag versteckt hinter einem Vorgarten. Zwei Laternen leuchteten im Garteneingang, und ihr Licht verteilte sich über eine dicke Hecke.

Suko lenkte den Bentley an seinem Ziel vorbei und blieb etwa 50 Yards weiter stehen. Dann stieg er aus.

Er schaffte den Weg zurück sehr schnell, wollte aber nicht offiziell erscheinen, sondern sich erst einmal umsehen. Wahrscheinlich besaß das Haus auch an der Rückseite einen Garten.

Der Inspektor vermutete richtig. Kaum hatte er sich durch die Hecke gezwängt, als er einen schmalen gepflasterten Weg fand, der an der linken Seite des Hauses entlang führte und in den rückwärtigen großen Garten mündete.

Hier sah Suko einen kleinen Parkplatz, auf dem vielleicht fünf Fahrzeuge Platz fanden. Drei standen dort. Dunkle Wagen, deren Karosserien glänzten, weil sie mit einer feuchten Tauschicht überzogen waren. Zwischen zwei Autos glühte etwas auf. Sofort zog sich Suko zurück, duckte sich zusammen, denn er wusste genau, was da in der Dunkelheit so rötlich leuchtete.

Es war eine brennende Zigarette. Der Raucher hatte soeben einen Zug genommen, deshalb glühte die Spitze stärker. Von zwei Aufpassern hatte Sir James gesprochen. Einen sah Suko zwischen den beiden Autos stehen. Wahrscheinlich befand sich der andere innerhalb des Hauses, und den musste Suko überwinden, wenn er an die Zeugin herankommen wollte.

So ungesehen wie der Chinese gekommen war, so lautlos zog er sich auch wieder zurück. Verständlicherweise hatte er es eilig, denn es blieben ihm nur noch einige Stunden. Er wollte seinem Freund John Sinclair keine Vorverhandlung zumuten. In ihr würden sich auch die Presseleute wie Geier auf ihn stürzen.

Trotz der Eile vergaß Suko die Vorsicht nie. Er blieb stets dicht an der Hauswand und verschmolz quasi mit deren Schatten. Im Erdgeschoss brannte kein Licht, nur der Flur war erleuchtet. Als Suko vor der Eingangstür mit dem Glaseinsatz in der Mitte stehen blieb, dachte er daran, dass sich seine Gestalt deutlich abhob.

Er schellte.

Zunächst rührte sich nichts, dann näherten sich zögernde Schritte,

und Suko hörte auch noch eine zweite Person. Durch eine Sprechanlage in der Wand wurde er nach dem Grund seines Besuchs gefragt.

»Scotland Yard«, sagte er nur.

Der Türsummer ertönte, und Suko konnte eintreten. Kühle umfing ihn. Er sah vor sich einen langen Flur und zwei Personen. Eine Frau in mittleren Jahren und einen Mann, den er schon einmal gesehen hatte. Wahrscheinlich war das Nancy Days zweiter Bewacher. Der Mann reagierte entsprechend. Er fragte sofort: »Können Sie sich ausweisen?«

»Natürlich.« Suko holte seine Legitimation hervor. Es wurde kritisch. Falls der Mann eingeweiht war, würde er ihn nicht zu Nancy Day lassen.

Sukos Kollege nickte. »Ist schon okay«, meinte er und reckte seine breiten Schultern. »Was wollen Sie hier?«

»Mit Nancy Day reden.«

Der Typ vor ihm grinste. Er glich ein wenig dem Schauspieler Anthony Quinn. »Das hatte ich mir gedacht. Sie scheinen nicht hören zu können, Kollege. Man hat Ihnen doch gesagt, dass Sie die Finger von diesem Fall lassen sollen.«

Bevor Suko eine Antwort geben konnte, meldete sich die Frau. »Ich werde dann gehen.«

»Tun Sie das«, sagte der Beamte. Auch Suko kam dies sehr gelegen. Er musste mit Nancy Day reden. Freiwillig würde ihn der andere nicht zu ihr lassen. Dennoch versuchte es der Inspektor.

»Hören Sie, nur ein paar Sätze...«

»Auch das nicht, Chinese!« erwiderte der Mann hart und bewies mit dieser Antwort, dass er Ausländer nicht mochte. »Ich werde Sie melden. Was meinen Sie, wie Nolan sich freuen wird. Für Leute wie Sie gibt es noch genügend Freiplätze im Streifendienst.«

Suko hob die Schultern. Ohne Gewaltanwendung kam er an diesem

Typ nicht vorbei. Die Bewegung deutete an, dass er nachgeben wollte. Gleichzeitig aber ging er vor. Zwei schnelle Schritte. Der andere wurde überrascht, wollte zuschlagen, als Suko schon bei ihm war. Geschickt fing er die heranrasende Faust ab und hielt sie fest.

»Verdammt Sie...«

Sukos rechte Hand war gekrümmt, als sie nach unten fiel und haargenau einen Punkt bei dem Kollegen traf, der ihn in den Tunnel der Bewusstlosigkeit riss.

Vor Suko klappte er zusammen. Der Inspektor fing ihn auf und schleifte den Körper in den toten Winkel nahe der nach oben führenden Treppe. Da wurde der Mann nicht so schnell entdeckt.

Von der Frau hörte Suko nichts. So lautlos es ging, huschte er die Treppe hoch. Hoffentlich besaß die Pension nicht zu viele Räume, denn eine lange Sucherei hätte er sich gern erspart.

Suko hatte wieder Glück. Zunächst einmal fand er es als positiv, dass im Gang Licht brannte. Und er sah direkt neben einer der sechs Türen einen Stuhl. Für Suko war es klar, dass sich hinter dieser Tür das Zimmer der Zeugin Nancy Day verbergen musste.

Tief atmete der Chinese durch. Er fühlte, dass er den Beginn eines roten Fadens in der Hand hielt, den er auf keinen Fall verlieren durfte. Alles musste er einsetzen.

Er klopfte. Zunächst rührte sich nichts. Dann hörte er die fragende Stimme einer Frau. »Wer ist denn da?«

»Scotland Yard!«

»Sind Sie es, Mr. Peterson?«

Suko brummte etwas, das durchaus als Zustimmung aufgefasst werden konnte. Und die Frau fiel darauf rein. Suko hörte noch ihre Schritte, dann wurde die Tür geöffnet.

Nancy Day war misstrauisch. Nur einen Spaltbreit gab sie nach. Für den Rest sorgte Suko. Er stemmte seine flache Hand gegen das Holz und drückte die Tür mitsamt der Frau in das Innere des

Zimmers. Er hörte noch den klicksenden Schrei, das störte ihn nicht. Rasch schloss er wieder die Tür.

Er hatte Nancy Day noch nie gesehen und schaute sich die Frau erst einmal an. Um sie also drehte sich fast alles. Sie war leidlich hübsch, hatte ein Puppengesicht und kugelrunde Augen. Das braune Haar trug sie lang. Ein enges rotes Kleid zeichnete die Formen ihres gut gewachsenen Körpers ziemlich genau nach.

»Sie sind Miss Day«, stellte Suko fest.

»Ja, zum Henker. Wie kommen Sie hier überhaupt rein?« Sie zeigte sich weder überrascht noch ängstlich. Höchstens wütend.

Suko war für klare Verhältnisse und klärte seine Identität. »Ich bin tatsächlich von Scotland Yard«, sagte er.

»Haben Sie es dann nötig, wie ein Schwerverbrecher in mein Zimmer zu fallen?« Sie legte den Kopf schief, schaute aggressiv und zog gleichzeitig ihr Kleid glatt.

»Ich möchte Ihnen nur ein paar Fragen stellen.«

»Bitte.« Plötzlich lächelte sie und deutete auf einen Sessel, doch Suko blieb stehen.

»Mir geht es um John Sinclair.«

»Aha, den Mörder.«

»Ob er einer ist, möchte ich dahingestellt sein lassen«, erwiderte der Inspektor. »Ich bin...«

Scharf winkt Nancy Day ab. »Ich weiß jetzt, wer Sie sind, Mister. Sie sind dieser Chinese, von dem ich gehört habe, und der sich immer an Sinclairs Seite befindet.«

»Das kann man sagen.«

»Und Sie hat man zu mir gelassen?«

»Wie Sie sehen.«

Nancy Day nagte auf ihrer Lippe. »Das verstehe ich ganz und gar nicht«, flüsterte sie. »Ich habe doch gehört, dass Sie aus dem Rennen sind.«

»Hat Chiefsuperintendent Nolan Ihnen das gesagt?« fragte Suko.

»Ja.«

»Auch er kann sich irren.«

Nancy hob den Kopf und schaute Suko hart ins Gesicht. »Nein, er irrt sich nicht. Um dies festzustellen, werde ich bei ihm anrufen. Für mich ist er immer erreichbar.« Sie wollte zum Telefon, doch Suko schnitt ihr den Weg ab.

»Das lassen Sie bleiben.«

»Sie wollen mich hindern?«

»Genau.«

»Das wagen Sie nicht. Das...«

»Lassen Sie es nicht darauf ankommen.« Suko griff zu. Nancy wollte sich seinen Fingern entwinden, es war vergeblich. Der Inspektor hielt bereits ihre rechte Schulter umklammert und spürte auch die Haut unter dem Stoff des Kleides.

Ja, er spürte sie. Und die Kälte!

Eine kalte Haut? Da stimmte etwas nicht. Suko blieb steif stehen, ohne den Griff zu lockern. Auch Nancy Day rührte sich nicht. Sie hatte ihr Gewicht verlagert und blickte den Inspektor lauernd an.

»Was nicht in Ordnung?« fragte sie.

»Haben Sie eine Eishaut?«

»Wie kommen Sie darauf?«

»Ihre Haut fühlt sich so an. Ich würde sagen, sie ist nicht normal.«

»Lassen Sie mich!«

»Nein!« erwiderte Suko. »Ich will von Ihnen wissen, was tatsächlich passiert ist. Sie sollen mir sagen, ob John Sinclair ein Mörder ist oder nicht.«

»Erst wenn Sie mich loslassen!«

Suko tat ihr den Gefallen, ließ die Frau aber keine Sekunde lang aus den Augen. Zwei Schritte trat sie zurück und nickte dabei, als sie die Antwort gab. »Sinclair ist ein Mörder. Er hat meinen Begleiter

erschossen.«

»Der ein Messer hatte, mit dem er Sie tötete.«

Schrill lachte Nancy auf. »Wie kommen Sie darauf, Mann. Ich lebe. Schauen Sie mich an. Oder bin ich ein Geist?«

»Nein, das nicht.«

»Was sonst?«

Suko gab keine Antwort. Von der Frau misstrauisch beobachtet, zog er seine Dämonenpeitsche und schlug mit ihr einmal einen Kreis über den Boden. Drei Riemen rutschten aus der Öffnung. Sie besaßen eine braune Farbe und bestanden aus Dämonenhaut.

»Ein Geist bist du nicht«, flüsterte Suko. »Aber ich werde herausfinden, was du vorstellst, Nancy Day. Wahrscheinlich dienst du dem Teufel. Möglicherweise als Hexe, das wird sich gleich zeigen.«

Nancys Blicke saugten sich an der Peitsche fest. »Was willst du damit?« fragte sie.

»Nur einmal zuschlagen. Nicht sehr fest. Es ist mehr ein Streicheln. Als Mensch hast du nichts zu befürchten. Als Dämon jedoch wird es dir dreckig ergehen, das schwöre ich dir.«

Sie wich noch weiter zurück. Suko sah die Angst auf ihrem Puppengesicht. Die Mundwinkel zuckten, ein paar Mal zuckte auch die Wangenhaut, und dann drehte sie sich gedankenschnell um. Damit überraschte sie selbst Suko, der auf ihren Rücken starrte und nicht wusste, was er machen sollte. Begab sie sich vielleicht freiwillig in seine Hand?

Suko schluckte. Er zögerte mit dem Schlag, und dies hatte die Frau auch erreichen wollen. Auf dem Absatz kreiselte sie herum. Sie schleuderte Suko ein hässliches Fauchen entgegen, und der Inspektor starrte eine völlig verwandelte und fremde Person an. Eine Hexe!

Für Suko gab es nichts anderes. Sie musste einfach eine Hexe sein, denn die giftgrüne Haut wies deutlich darauf hin. Ihre Augen

leuchteten schockrot, das Haar knisterte, und die Arme hielt sie vorgestreckt. »Ich werde dich verhexen!« schrie sie. »Ich werde...«

Suko schlug aus dem Handgelenk. Mit der Peitsche konnte er umgehen und auch treffen, das bekam die Hexe Nancy Day am eigenen Leib zu spüren. Sie wollte sich noch zur Seite drehen, allein, die drei Riemen waren zu hart geschlagen worden. In Hüfthöhe klatschten sie gegen den Körper.

Die Arme der Hexe sanken nach unten. Aus ihrem Maul drang ein Geräusch, das an das wütende Fauchen einer Katze erinnerte. Sie sackte zusammen, ging noch einen Schritt zurück, wagte auch einen zweiten und prallte danach gegen die Wand. Dort wollte sie sich an der gelben Tapete abstützen, schaffte es nicht, und ihre Finger rutschten an der glatten Wand nach unten, wobei sie sich die spitzen Nägel abbrach. Suko hörte die dabei entstehenden Geräusche und verzog das Gesicht. Dann wanderte sein Blick und erfasste die Stelle am Körper der Hexe, wo die Peitschenriemen getroffen hatten.

Eine frappierende Wirkung. Nicht nur der Kleiderstoff war eingerissen, die dämonische Kraft der Peitsche hatte auch die Haut der Hexe zerstört. Aus drei Wunden, die so dicht nebeneinander lagen, dass sie aussahen wie eine, rann eine dicke, dunkle Flüssigkeit. Hexenblut! Kein normales rotes Blut, sondern ein widerlich riechender Schleim, der sich auf dem Boden ausbreitete und zu einer Lache vergrößerte. Suko hatte recht gehabt, und er ging näher, denn noch lebte die Hexe, die einmal Nancy Day geheißen hatte. Neben ihr blieb er stehen Seine und ihre Blicke trafen sich.

»Es ist aus«, erklärte ihr Suko. »Hast du noch etwas zu sagen?«

»Ja, Hundesohn!«

»Dann bitte!«

»Mich hast du erledigen können, aber die Bombe tickt, Chinese. Die magische Bombe befindet sich bereits an ihrem Ort. Sie ist da, Chinese, sie wird explodieren.«

»Welche Bombe?« fragte Suko, dem es heiß und kalt zur gleichen Zeit wurde.

»Die magische!« keuchte das vergehende Teufelswesen. »Eine magische Bombe. Beim Yard...«

Nach diesen Worten stieß sie ein hohes, irre klingendes Kichern aus, bevor sie zusammensackte, sich noch einmal krümmte, dann still lag und allmählich in der Mitte des Körpers auseinandergerissen wurde. Sie hatte nur wenig gesagt. Doch diese Sätze hatten den Chinesen in höchste Alarmbereitschaft versetzt. Von einer Bombe war gesprochen worden. Von einer magischen Bombe.

Suko schluckte. Wenn es stimmte, dann befanden sich die Menschen innerhalb des Yard Buildings in höchster Lebensgefahr. Suko musste Alarm schlagen.

Er fuhr herum, um zu telefonieren, als er den Schatten sah, dann den Waffenlauf und danach nichts mehr. Etwas explodierte an seiner Schläfe und schickte ihn ins Reich der Träume.

Zufrieden steckte der Mann aus dem Flur sein Schießessen weg.

Elliot Grove zählte 40 Lenze. Die Hälfte davon arbeitete er bereits bei der Polizei. Angefangen bei der Streife, hatte er sich allmählich hochgedient und war nun Beamter bei Scotland Yard. Er stand im Range eines Detektives zwar noch ziemlich unten auf der Karriereleiter, doch er würde sie weiter nach oben klimmen, das hatte er sich fest vorgenommen.

Sein Büro musste er mit zwei Kollegen teilen. Tagsüber war der kleine Raum voll, bei der Nachtschicht war nur immer einer da, während der zweite seine Bereitschaft zu Hause abhockte oder schlief und der dritte frei hatte.

Für Elliot Grove waren die Nächte meist ruhig. Er gehörte im weitesten Sinne zur Mordabteilung, brauchte allerdings nie oder nur selten mit zum Tatort fahren. Dem Leiter der Mordkommission kam

es darauf an, in Elliot Grove einen Verbindungsmann zwischen der Fahndung und den Praktikern an der Verbrechensfront zu haben.

Und diesen Job führte Elliot ausgezeichnet aus. Ein paar Morde waren dank seiner Aktivität und Umsicht schon aufgeklärt worden, und der Sprung in den nächst höheren Dienstgrad stand dicht bevor. Auch in dieser Nacht schob er wieder Dienst. Sie war ziemlich ruhig, obwohl es unter den Kollegen nur ein Gesprächsthema gab. Und das hieß Oberinspektor John Sinclair. Er, der bekannte Geisterjäger, war tatsächlich eingelocht worden. Saß in Untersuchungshaft, und man warf ihm sogar einen Mord vor.

So etwas wirbelte immer Staub auf. War Sinclair ein Mörder? Diese Frage wurde auch unter den Kollegen diskutiert, und es gab da geteilte Meinungen. Die einen gönnten es dem Geisterjäger, auch wenn diese Typen in der Minderzahl waren. Andere dachten mehr an den Ruf der Organisation und fanden die ganze Sache ziemlich betrüblich. Elliot Grove hielt sich aus allem raus. Er kannte John Sinclair nicht persönlich und hatte auch nichts gegen ihn. Man sah sich, grüßte, das war alles.

Es war gegen 22.00 Uhr, als er sein Büro ansteuerte. Er hatte sich die Akten eines Mordfalls besorgt, um sie in Ruhe studieren zu können. Er glaubte nämlich, in einem anderen Fall Parallelen zu dem ersten Mord entdeckt zu haben.

Elliot Grove zog sich noch eine Cola und ging die restlichen Schritte bis zur Tür. Mit dem Ellbogen drückte er die Klinke nach unten, stieß die Tür auf und merkte sofort den störenden Geruch, der in dem Zimmer lag. Es war ein widerlicher Gestank. Er selbst rauchte zwar hin und wieder Zigarrillos, doch die rochen nicht so ätzend und verbrannt. Elliot betrat den Raum, stellte die Coladose ab und legte auch seine Akte zur Seite. Dann drehte er sich um, schaute auf seinen Schreibtisch und sah genau das, was ihn störte. Und auch überraschte, denn auf der Platte stand ein seltsamer Gegenstand.

Es war ein Buddha. Giftgrün in der Farbe, vom Körperbau ungemein dick. Er hatte die Arme erhoben, so dass sie über seinem Kopf eine Brücke bildeten, und mit beiden Handtellern stützte er eine Schale ab, aus der dieser widerliche Geruch drang.

Der Mann mit dem blonden Bürstenschnitt hielt den Atem an. Er konnte die Luft einfach nicht mehr einsaugen, sie drehte ihm den Magen um. Schnell öffnete er die Tür und ließ frische Luft herein. Noch einmal schaute er auf die Figur! Nein, damit konnte er wirklich nichts anfangen. Er wusste auch keinen, der ihm ein solches Geschenk gemacht hätte. Wer interessierte sich schon für einen Buddha? Er jedenfalls nicht, und Freunde von ihm auch nicht. Vor allen Dingen dann nicht, wenn dieser Buddha noch eine Schale bei sich trug; die mit einem so bestialisch riechenden Inhalt gefüllt war. Ein paar Mal schluckte er, räusperte die Kehle frei und wischte sich über das Gesicht. Dann drehte er sich um, ging zur Tür und hatte kaum eine Hand auf die Klinke gelegt, als er das Zischen hörte. Es klang so, als würde jemand mit einem Schweißbrenner hinter ihm stehen und seinen Rücken anbrennen wollen.

Er drehte sich hastig um.

Elliot's Augen wurden groß. Der Buddha stand noch immer da. Er selbst hatte sich nicht verändert, aber mit der Schale über seinem Kopf war etwas geschehen. Dort sprühte es dunkelgrün wie bei einer Wunderkerze, und im nächsten Augenblick fauchte eine ebenso grüne Flamme aus der Schale, berührte die Decke, und dann flog der Buddha mit einem dumpfen Laut auseinander.

Das Geräusch wirkte nicht einmal störend, draußen auf dem Gang wäre es kaum zu hören gewesen, aber die Wirkung war frappierend. Elliot Grove vernahm ein gefährliches Pfeifen, ein unheimliches Jaulen, das um seine Ohren wehte, er sah plötzlich eine Gestalt im Raum stehen, die einen gelben langen Mantel trug und einen Speer oder Stab in der Hand hielt.

Dann packte ihn die Wucht.

Er schrie! Überall am Körper spürte er die Einstiche. Es waren winzige Partikel, die aus der Schale flogen, durch seine Kleidung hieben und auch die blanke Haut nicht verschonten.

Elliot Grove war voll erwischt worden.

Und der Hexer schaute zu. Aus seinem Mund drang ein hässliches Lachen. Er bekam mit, wie der Polizist zu Boden fiel, sich voller Qual in die Mitte des Zimmers hineinrollte und schrie. Schmerzen peinigten ihn. Dann wirkten die Partikel. Sie waren in den Körper eingedrungen, fraßen sich von innen weiter, und plötzlich wurde aus dem Schweiß des Mannes Blut. Auf die Haut an der Stirn traten kleine rote Punkte. Winzige Blutperlen, die sich sehr schnell vermehrten und auch die anderen Körperteile nicht ausließen. Aus jeder Pore drang das Blut, als würde es von einer mörderischen Gewalt von innen her herausgepresst. Die magische Bombe hatte voll eingeschlagen.

Der Hexer Orgow war zufrieden. Er strich mit der freien Hand über seinen Knebelbart am Kinn, runzelte dabei die Stirn und lächelte knapp. Mit gemessenen Schritten bewegte er sich auf die Tür zu, öffnete sie und hielt sie auf. Jetzt hatten die Partikel freie Bahn. Es würde nicht lange dauern, dann hatten sie das Yard-Gebäude besetzt. Und wer von diesen Menschen besaß dann noch eine Chance, den winzigen Todesboten zu entgehen?

Meine Chancen waren ebenfalls gesunken. Ich hatte es einfach nicht glauben wollen und mehrere Male den gleichen Versuch unternommen. Es blieb dabei.

Keine Chance mehr, nicht die Spur einer Verbindung zwischen Kreuz und Kelch.

Damit hätte ich nie im Leben gerechnet, aber mir war auch klagemacht worden, dass mich die andere, die starke, schwarze

Magie ebenfalls umlauerte. Sie war in das Yard-Gebäude eingedrungen. Auf welche Weise auch immer, mich jedenfalls hatte man praktisch lahmgelegt, und damit hatte ich auch das Nachsehen.

Diesmal ging ich im Kreis. Immer um den verdammten alten Holztisch herum. Der Teufel und seine Magie lauerten, das hatte mir Tanith gesagt. Aber welche Magie meinte sie damit? Das war eine große Frage, denn in der letzten Zeit hatte ich es oft genug mit einer fremden Macht zu tun bekommen. Und der Teufel selbst spielte eine nicht unbeträchtliche Rolle, indem er immer wieder in das Geschehen eingegriffen hatte.

Wie bei den Conollys, zum Beispiel. Und dem Golem!

Als ich daran dachte, stockten meine Gedanken. Der Golem war vernichtet worden. Leider nur er, denn der in seinem Innern steckende Geist hatte überlebt. Und als ich dessen Stimme vernommen hatte, war es mir kalt den Rücken hinabgelaufen.

Ein alter Bekannter hatte mich angesprochen. Orgow, der Hexer!

Er war zurückgekehrt, wollte sich rächen, hatte sich mit dem Teufel verbündet, und der Satan unterstützte Pläne, die das Chaos brachten, mit allen Kräften.

Und da hatte er in Orgow einen besonderen Helfer gefunden. Es war sehr lange her, dass wir beide uns gegenübergestanden hatten. Damals war es um die lebenden Toten gegangen, denn durch das Medium namens Lara war es Orgow gelungen, die Toten eines ganzen Friedhofs aus den Gräbern zu holen, damit sie die normalen Menschen überfielen und sie auf grausame Art und Weise umbrachten. [\[1\]](#)

Es hatte viel Leid damals gegeben und ein nicht fassbares Grauen. Das wollte ich nicht noch einmal erleben. Aber ich musste mit allem rechnen, wenn Orgow tatsächlich der Initiator des Ganzen war. Mit dem Teufel als Rückendeckung, versteht sich.

Ich blieb stehen. Mir fiel die seltsame Ruhe auf, die in diesen

Abendstunden herrschte. Es war zwar auch in den letzten Abenden und Nächten nicht laut gewesen, aber diese Stille empfand ich auf eine gewisse Art und Weise schon als gespenstisch.

Ich hörte überhaupt keinen Laut. Auch nichts von den Beamten, die Dienst hatten. An den letzten Abenden hatte ich wenigstens ein Lachen vernommen oder Musik aus dem Radio.

Jetzt war es still.

Ich musste aus dieser verfluchten Zelle. Sollte ich noch länger zwischen diesen öden Wänden hocken, konnte die andere Seite immer stärker ins Spiel kommen und alles an sich reißen. Dann war ich verloren. Deshalb nichts wie weg. Aber wie?

Die Zelle konnte man als ausbruchsicher bezeichnen. Es gab nur den Weg der kontrollierten Gewalt. Dies hieß mit anderen Worten, dass ich das Vertrauen des oder der Wächter missbrauchen musste. Sollte ich den Fall lebend überstehen, würde ich mich entschuldigen müssen. Es blieb mir nichts anderes übrig, als das zu versuchen, was man so oft liest oder sieht. Zellenkoller! Ihn nahm ich in Angriff. Einen halben Schritt vor der Tür blieb ich stehen und begann zu schreien. Weit hatte ich dabei den Mund aufgerissen und produzierte Laute, die hoffentlich echt wirkten. Zugleich hämmerte ich mit beiden Fäusten gegen die Tür. Dumpfe Schläge mischten sich unter meine Schreie. Wer nicht gerade taub war, musste die Geräusche hören. Es passierte nichts. Niemand kam, und nicht einmal die anderen Häftlinge, die sich ebenfalls in diesem Zellentrakt befanden, stimmten in die Schreie und das Schlagen mit ein.

Es blieb ruhig.

Ich senkte die Fäuste. Das Schreien hatte mich angestrengt. Der Atem floss keuchend über meine Lippen, und ich musste zunächst einmal eine Pause einlegen.

Auf meiner Stirn hatte sich Schweiß gebildet. Zudem war es in der Zelle ziemlich warm. Aber die Hitze des Heizkörpers war nichts

gegen meine innere Glut, die bis in den Kopf stieg.

Ich dachte nach. Entweder hatte mich tatsächlich keiner gehört, oder es wollte mich keiner hören. Wie dem auch war, seltsam war dies auf jeden Fall.

Falls man mich nicht gehört hatte, musste das seinen Grund haben. Wieder kam mir Taniths Warnung in den Sinn. Sie hatte von der großen Gefahr gesprochen, und diese Gefahr schien nun eingetreten zu sein. Sie war sogar akut und auch in meiner unmittelbaren Nähe. Noch hatte ich sie nicht bemerkt, aber ich stellte die Folgen fest und machte mir darüber Gedanken. Es waren keine guten. Falls es der anderen Seite gelungen war, Sand in das Getriebe des Yard-Apparates zu schütten, konnte dies verheerende Folgen haben. An die Tragweite dieser Folgen durfte ich gar nicht denken. Dann hörte ich doch etwas. Zuerst kam es mir vor wie ein Stöhnen. Auf dem Gang draußen war es aufgeklungen. In dieses Geräusch mischten sich auch die Schritte eines Menschen. Sie klangen nicht normal, waren nicht federnd oder zielstrebig, sondern schlurfend, und sie wurden lauter, je mehr sie sich der Tür näherten. Ich versuchte es wieder und hämmerte ein paar Mal gegen die Verkleidung.

In einer Pause lauschte ich. »Johnnnn...«

Mein Name wurde gerufen, wobei er in einem langgezogenen Stöhnen endete. Es war schwer, die Stimme zu verstehen, aber ich glaubte, sie identifiziert zu haben. Sie gehörte dem alten, im Dienst ergrauten Beamten Paul Breaver.

Gott, was war mit ihm geschehen?

Jetzt rief ich seinen Namen. Er hatte mich gehört, und er antwortete mit dem gleichen Stöhnlaut, den ich schon kannte.

»Kannst du öffnen?«

Diesmal bekam ich keine Erwiderung, aber Paul Breaver musste die Tür erreicht haben, denn ich vernahm von der anderen Seite her ein Kratzen und Klopfen. Mir schien es, als wollte er sich an der

Seite in die Höhe ziehen, und das war auch der Fall.

»Den Riegel, Paul!« schrie ich. »Schaffst du ihn?« Himmel, auf ihm ruhten all meine Hoffnungen. Ich zitterte und drückte mir beide Daumen, dass es dem Polizisten gelang, den schweren Riegel zur Seite zu schieben. Dann war alles klar.

Leider konnte ich mich nur anhand der Geräusche informieren. Alles deutete darauf hin, dass sich Paul Breaver an der Tür in die Höhe schob. Die Kratzgeräusche stiegen an, und sie näherten sich immer weiter dem Türriegel.

Als sie verstummten, wurde ich bleich. Hatte er es nicht geschafft? Doch, er machte weiter. Es war genau zu vernehmen, wie er zerrte und zog, um den Riegel zur Seite zu bekommen. Einfach war es nicht für ihn. Erneut stöhnte er auf.

Wie hypnotisiert starrte ich die Tür an. Die Hände hatte ich geballt. Fingernägel drückten sich in meine Handballen. Es musste einfach klappen, daran gab es nichts zu rütteln.

Und er schaffte es. Zur Hälfte hatte Paul den Riegel bereits weggeschoben. Den Rest erledigte er ebenfalls.

Es war genau zu hören, und auch den dumpfen Aufprall vernahm ich. Mir war klar, was es zu bedeuten hatte. Paul hatte sich nicht mehr auf den Beinen halten können und lag am Boden.

Ich aber fasste nach der schweren Klinke, drückte sie nach unten und hatte es geschafft. Die Tür ließ sich öffnen.

Für einen Moment packte mich die Erleichterung. Es kam über mich wie ein Schwindel, und als ich die Tür völlig aufgezogen hatte, verwandelte sich die Erleichterung in Entsetzen.

Paul Breaver lag am Boden. Er hatte sich nicht mehr halten können. Ich schaute in ein bleiches Gesicht, in dem die Augen weit aufgerissen waren und an die eines Toten erinnerten.

»Verdammt, Paul, was ist los?« Neben ihm fiel ich auf die Knie. In seinem Gesicht zuckte es. Er öffnete den Mund, konnte aber nicht

sprechen, sondern stieß Wehlaute aus. Etwas hatte ihn mit einer furchtbaren Gewalt getroffen. Es musste die Magie des Teufels gewesen sein, und einen Moment später bekam ich die Bestätigung. Es begann mit Pauls Haut. Über den Gesichtsknochen zog sie sich zusammen, sie spannte und zuckte unaufhörlich. Im nächsten Moment blähte sie sich auf, und eine schreckliche Szene lief vor meinen entsetzten Blicken ab. Paul begann zu bluten!

Im Innern seines Körpers musste eine ungeheure Kraft wohnen, die das Blut aus den Adern presste und durch die kleinen Poren in der Haut nach außen drückte. Überall auf dem Gesicht erschienen die winzigen Perlen. Sie hinterließen ein rotes makabres Muster, und manche von ihnen sprudelten in die Höhe, bevor sie wieder zurückfielen, sich mit den anderen Blutsperten vermischten, die als Muster an seinem Gesicht herabließen und auch über den Hals rannen.

Eine scheußliche Sache, die nicht nur das Gesicht erfasst hatte, sondern auch die Hände. Innen und außen waren sie von Blutperlen bedeckt, und als ich in den Jackettausschnitt schaute, wo auch das Hemd zu sehen war, erkannte ich die nassen roten Flecken.

Paul Breaver hatte es voll erwischt. Wenn ich das Grauen nicht stoppte, blutete der Körper aus.

Wie sollte ich das anstellen? Eigentlich ganz einfach. Dass Blut aus den Poren trat, war nicht auf eine normale Ursache zurückzuführen. Magische Kräfte mischten hier mit, und mein Kreuz stellte eine magische Gegenkraft dar. Vielleicht konnte es das Ausbluten stoppen. Rasch zog ich die Kette über meinen Kopf und schaute dabei in das Gesicht des Mannes.

Es war schlimm, denn ich konnte den gequälten Ausdruck einfach nicht mehr ertragen. Er schlug mir auf den Magen, und ich bemerkte auch den entsetzten Ausdruck in den Augen des Paul Breaver.

»Es ist gleich vorbei!« flüsterte ich. »Ich werde dich retten, du

brauchst keine Angst mehr zu haben.«

Paul hatte mich verstanden. Er schaute mich an. Weit aufgerissen waren seine Augen, der Mund ebenfalls, und die Lippen zitterten. Im nächsten Augenblick berührte ihn mein Kreuz. Ich ging ein Risiko damit ein, aber ich wollte und musste einfach wissen, woran ich war. Paul brüllte!

Die schrecklichen Laute drangen so laut aus seinem Mund, dass ich heftig zurückzuckte und mich schüttelte. Gleichzeitig wurde mir der Fehler bewusst.

Paul starb!

Entsetzt schaute ich zu. Tränen der Wut und der Hilflosigkeit stiegen in meine Augen. Der Rücken schien aus einer einzigen Gänsehaut zu bestehen, meine Hände hatten sich geöffnet, die Finger zitterten, während Paul sein Leben aushauchte.

Er veränderte sich nicht, das Blut blieb, es trocknete nur ein, und auf seinem Gesicht lag eine rote Kruste. Der Blick brach, der Mund blieb offen. Ich fühlte weder Puls noch Herzschlag.

Es gab keinen lebenden Paul Breaver mehr!

Trug ich wirklich die Schuld an seinem Tod? Sicher, ich hatte ihn getötet, aber die eigentlich Schuldigen waren andere. Die Kräfte der Hölle, des Teufels. Er hatte diesen Menschen auf schreckliche Art und Weise verändert.

Ich erhob mich. Mein Magen schien um das Doppelte angewachsen zu sein. Ich hatte Mühe, überhaupt Luft zu bekommen und rang nach Atem. Für einen Moment drehte sich alles vor meinen Augen. Die Wände des Ganges begannen zu tanzen, aber ich erholte mich auch wieder und dachte über die Lage nach.

Paul hatte es erwischt, wahrscheinlich auch andere. Weshalb nicht mich? Und was war in diese Menschen gefahren?

Die letzte Frage konnte ich nicht beantworten, doch mir fiel etwas auf, als ich mein Kreuz näher betrachtete. Es blieb nicht ruhig. Auf

seiner Fläche leuchtete es in kurzen Abständen auf. Es waren kleine Explosionen, die mein Kruzifix erfassten, als würden permanent Partikel gegen das Silber geworfen, die daran abprallten.

Sehr seltsam...

Paul Breaver war nicht durch das Kreuz geschützt worden. Ihn hatte der höllische Fluch getroffen. War es den anderen ebenfalls so ergangen? Erst jetzt fiel mir die Stille in diesem Teil des Yard-Gebäudes auf. Es war tatsächlich still wie in einem Totenhaus. Man konnte Beklemmungen bekommen, und ich dachte daran, dass der Betrieb völlig lahmgelegt worden war. Hier unten oder überall?

Vor einer Antwort dieser Frage fürchtete ich mich. Wenn es meinem Gegner gelungen war, Scotland Yard zu besetzen, war dies so unwahrscheinlich und grauenvoll, dass Worte fehlten, um es zu beschreiben. Ich kam mir vor wie auf einer Toteninsel und hatte Mühe, einen ersten Schritt zu tun. Ich ging in Richtung Ausgang, erreichte die Nachbarzelle, passierte sie und horchte zwei Zellen weiter. Stille...

Als ich gegen die Tür klopfte, bekam ich dennoch eine Reaktion. Leise nur war Stöhnen zu vernehmen. Ich wusste nicht, wer in dem Raum untergebracht war, doch mir war längst klargeworden, dass ihn das gleiche Schicksal erwischt hatte wie Paul Breaver. Ich ging schneller, denn ich wollte dahin, wo die Beamten ihre Wachbude hatten. Den Weg kannte ich im Schlaf. Als ich den Raum erreichte und durch die offenstehende Tür schaute, war mir alles klar. Die Männer lagen übereinander. Sie waren so gefallen, wie sie auch gesessen oder gestanden hatten, und sie sahen alle aus wie Paul Breaver. Blut auf den Gesichtern, den Händen, den Armen und den Beinen.

Sekundenlang starrte ich auf die Menschen und schüttelte dabei den Kopf, weil ich es einfach noch nicht fassen konnte. Dann betrat ich die Wachstube und untersuchte die Männer.

Einer war direkt über den kleinen Monitor gefallen. Ich drückte ihn zur Seite und fühlte nach dem Herzschlag. Unter meinen Fingerspitzen fühlte ich das Zucken. Er lebte also, das war wichtig. Und die anderen waren ebenfalls nicht gestorben. Sie starben nur dann, wenn ich sie mit dem Kreuz berührte.

Es war eine raffinierte Falle, die man mir da gestellt hatte. Wenn ich die Menschen mit meinem Kreuz angriff, machte ich mich gleichzeitig zu ihrem Mörder.

Das wusste der Teufel! Und sicherlich würde er diese Diener auch gegen mich schicken. Welch ein Plan.

Mir wurde schwindelig, als ich näher darüber nachdachte. Aber ich konnte nichts dagegen unternehmen. Es war nun einmal so eingetreten, und es blieb auch dabei. Mein Hals wurde trocken. Noch rührte sich keiner der veränderten Menschen, und als ich einen Blick auf die vier Monitore warf, erschrak ich bis ins Mark. Die Kameras überwachten nicht nur den einen Gang hier unten, sondern den gesamten Komplex des Gefängnisses und auch die Stellen, wo die Lifts hielten. Einer hatte gestoppt und bei ihm öffneten sich die Türen automatisch.

Zwei Gestalten wankten aus dem Lift!

Der Schirm zeigte nur ein schwarzweißes Bild. Keine Farbe. Dennoch war zu erkennen, dass die beiden Männer das gleiche Schicksal ereilt hatte wie die vor meinen Füßen liegenden Wächter. Ihre Gesichter wirkten dunkel. Ein Beweis, dass aus ihren Poren ebenfalls Blut gequollen war. Und noch etwas sah ich. Die beiden Beamten trugen Pistolen in ihren Händen.

Der Plan meiner Gegner lag auf der Hand. Ich durchschaute ihn leicht. Die vom Satan beeinflussten Personen sollten mich, John Sinclair, zu Tode hetzen. Da stand mir einiges bevor!

Die Schläge schüttelten den Chinesen durch. Gleichzeitig hörte er

eine Stimme, die das Klatschen übertönte. »Er kommt zu sich.«

Suko erwachte tatsächlich aus seiner Bewusstlosigkeit. Sein Kopf schmerzte, und die Schläge gegen seine Wange halfen nicht gerade mit, die Schmerzen zu lindern. Es war grauenhaft.

Suko hob müde die Arme, und die Schläge hörten auf. Als er die Augen öffnete, schaute er in das Gesicht des Mannes, der Ähnlichkeit mit Anthony Quinn besaß. Und er hielt ein nasses Handtuch in der Hand, mit dem er Suko ins Gesicht geschlagen hatte. Er war nicht allein. Auch der Mann aus dem Garten stand neben ihm. Ein Typ mit Halbglatze und stechendem Blick.

»Wieder da, Kollege?« hörte Suko die Stimme des ersten Beamten.

»So leidlich.«

»Dann steh auf!« Beide Männer lachten. Sie lachten auch weiter, als sie Sukos Bemühungen sahen, sich in die Höhe zu stemmen. Der Chinese rollte sich zunächst auf den Bauch, stützte sich ab und stemmte seinen Körper dann höher. Bei jeder Bewegung schien sein Kopf explodieren zu wollen, und der Boden unter ihm geriet ins Wanken. Suko peilte einen Sessel an, krallte sich am Rand der Sitzfläche fest und drehte sich förmlich in das Sitzmöbel hinein. So blieb er hocken. Mit offenem Mund atmete er, während in seinem Kopf kleine Explosionen stattfanden.

Die beiden Männer hatten sich vor ihm aufgebaut. Kalt schauten sie auf ihren Kollegen herab. »Das hättest du dir ersparen können«, sagte Peterson, der Typ mit dem Anthony-Quinn-Gesicht.

Suko gab keine Antwort, hob seine Arme und presste die Hände gegen die Wangen. »Verflucht, was wisst ihr denn schon?«

Sie lachten beide. Danach antwortete der mit der Halbglatze: »Genug, um dich aus dem Dienst zu schmeißen. Du wirst deinen Job verlieren, Kollege. Das ist sicher.«

Suko saugte den Atem ein. »Gebt mir zwei Tabletten«, verlangte er und tastete seine Beule am Hinterkopf ab. »Verdammt, ihr macht

einen Fehler. Während wir hier sitzen, ist bei Scotland Yard die Hölle los.«

»Klar, und der Teufel auch.«

»So ähnlich.«

»Du scheinst hart zugeschlagen zu haben«, sagte der Mann mit der Halbglatze und drehte seinen ausgestreckten linken Zeigefinger. »In seinem Gehirn scheint einiges in Unordnung geraten zu sein.«

»Ich dosiere meine Schläge immer, lieber Eric. Das weißt du doch.«

»Klar, aber mancher hat Matsche im Hirn.«

Peterson grinste schief. »Der auch, sonst hätte er sich nicht so dämlich benommen. Ich freue mich schon auf Nolan. Wenn er gleich kommt und die Tote sieht...«

»Redet doch keinen Unsinn«, sagte Suko. »Schaut sie euch an.«

»Das haben wir schon, Chinese.«

»Und?«

»Ich weiß nicht, was du mit ihr angestellt hast«, fuhr Peterson fort. »Aber es ist eine Schweinerei.«

»Sie war kein Mensch.«

»Danach sah sie mir nicht aus«, meinte Eric.

»Diese Frau stand unter dem Einfluss der Hölle. Oder ist sie jetzt normal?«

»Nein.«

Suko erhob sich unter den misstrauischen Blicken der bei den Beamten und schritt auf die Tote zu. Er musste vorsichtig gehen, denn eine falsche Bewegung ließ Schmerzexplosionen in seinem Schädel aufzucken. Man sagte Suko zwar nach, er habe einen harten Schädel oder einen aus Eisen, aber das war nicht der Fall. Jeden Tritt spürte er, und unter seiner Schädeldecke hämmerte es.

Dann sah er die Tote. Es war ein schreckliches Bild. Die drei Riemen der Dämonenpeitsche hatten fürchterlich gewütet. Der

Körper der Hexe war in zwei Teile zerrissen worden. An den Schnittstellen und noch jeweils ein Stück darüber oder darunter war die Haut so schwarz, als wäre sie verbrannt worden. Nein, das konnte kein Mensch sein. Suko hörte Schritte hinter sich. Sie klangen seltsam dumpf. Über dem Kopf des Chinesen schien eine Haube zu liegen, dann traf warmer Atem seinen Nacken.

»Was hast du nur mit ihr gemacht, Chineser?« hörte er Petersons Stimme. »Wolltest du sie anstecken?«

»Nein, ich schlug mit der Peitsche zu.«

»Die haben wir an uns genommen und auch deine Kanone. Du kannst dich gleich neben deinen Freund Sinclair auf die Anklagebank hocken, und vielleicht werdet ihr sogar gehängt.«

»Halt dein Maul«, sagte Suko und drehte sich langsam um. »Ich frage mich schon lange, wo man euch aufgegabelt hat.«

»Wir gehören zu einer Spezialtruppe«, erklärte Eric, der langsam näher kam und Sukos Beretta in der rechten Hand hielt. »Nolan forderte uns an. Sonderjobs übernehmen wir immer gern.«

»Das sieht man.«

Peterson stieß Suko gegen die Brust und wunderte sich darüber, dass der Inspektor nicht wankte. »Raus mit der Sprache, Chineser. Was hast du mit ihr gemacht?«

»Das habe ich euch gesagt.«

»Wir glauben dir nicht.«

»Dann tut es mir leid.«

»Chineser, ich will eine Antwort. Oder es...«

Da schellte es. Der Ton war auch in der ersten Etage zu hören. Peterson verzog das Gesicht und nickte. »Sei froh, dass Nolan kommt. Wir hätten schon aus dir herausbekommen, was wir wissen wollten.«

»Ich gehe«, meldete sich Eric und verließ den Raum. Suko blieb stehen. Er schaute zur Tür hin. Es fiel ihm schwer, nachzudenken,

aber rosig sah seine Lage nicht aus. John hatte man auf raffinierte Weise aus dem Spiel gebracht, und Suko ebenfalls. Der Teufel hatte tatsächlich einen gigantischen Plan geschmiedet. Stimmen waren zu hören. Suko vernahm besonders deutlich das Organ des Chiefsuperintendenten Nolan. Für ihn würde alles ein gefundenes Fressen sein, das stand fest.

Er stürmte auch sehr schnell die Treppen hoch, betrat den Raum, schaute Suko kurz an und verzog die Mundwinkel. Dann schob er sich an dem Inspektor vorbei und sah die Tote.

Nolan stieß einen Zischlaut aus, bevor er sich räusperte und sich umdrehte. Sein Blick pendelte sich auf Suko ein. Blass war das Gesicht des hohen Beamten, auf der Stirn glitzerte Schweiß, der auch nicht von dem Mützenschirm verborgen werden konnte.

»Das hier, Inspektor, wird Ihnen verdammt leid tun.«

Suko hob die Schultern: »Haben Sie sich die Tote einmal genau angesehen?« fragte er.

»Sehr genau.«

»Dabei wird Ihnen sicherlich aufgefallen sein, dass mit ihr etwas nicht stimmt. So sieht kein normaler Mensch aus, wenn er gestorben ist. Das tritt nur bei einem Dämon ein.«

Nolan winkte ab. »Hören Sie mir mit Ihrem komischen Dämon auf, Inspektor! Das sind nur Ausreden Diesmal hilft Ihnen keiner. Egal, wer es auch sein sollte.« Sein Gesicht verzerrte sich. »Sie werden neben Ihrem Freund John Sinclair auf der Anklagebank sitzen, dafür Sorge ich, das schwör ich Ihnen.«

»Dessen bin ich mir nicht sicher!«

Die Stimme war an der Tür aufgeklungen, und alle Anwesenden hatten sie vernommen. Auf der Schwelle stand ein Mann.

Sir James Powell!

Es war für mich eine verfluchte Lage. Obwohl ich der Zelle

entkommen war, kam ich mir weiterhin vor wie ein Gefangener. Aber ich konnte mich besser bewegen, und das hatte ich dem Mann zu verdanken, der durch mein Kreuz gestorben war.

Eine verdammt bittere Pille, an der ich zu kauen hatte. Um nicht noch mehr Menschen umzubringen, ließ ich die anderen Beamten dort, wo sie waren. Ich wollte auch den beiden aus dem Fahrstuhl nicht in die Quere laufen, aber ich bewaffnete mich, indem ich zwei Dienstpistolen an mich nahm.

Wohler fühlte ich mich zwar nicht, dennoch gab es mir eine gewisse Sicherheit. Dann verließ ich den Raum.

Man konnte hier unten zwar nicht direkt von einem Labyrinth sprechen, aber es gab zahlreiche Gänge, die zu den einzelnen Zellenblöcken oder Büroräumen führten, so dass ich den beiden Beamten aus dem Lift auf meinem Weg nicht unbedingt zu begegnen brauchte.

Irgendwann würde ich mit Gegnern zusammentreffen. Da musste ich mir etwas einfallen lassen, doch zuvor wollte ich die Lage genau auskundschaften und sondieren.

Ich bewegte mich in die Richtung weiter, wo die unterirdischen Labors lagen und die Sezierräume. Da arbeitete man auch in der Nacht, und wiederum fiel mir die seltsame Ruhe auf, als ich den gekachelten Bereich betrat.

In meinem Innern verstärkte sich das Angstgefühl, und ich war auf das Schrecklichste gefasst. Eine zweiflügelige Schwingtür sah ich vor mir. Ich wollte sie aufstoßen, doch sie hakte, weil direkt hinter ihr ein Hindernis lag.

Mit sanfter Gewalt drückte ich das Hindernis weg. Als ich mich danach durch den Spalt schob, sah ich den Mann im weißen Kittel. Er lag auf dem Boden. Sein Gesicht sah so aus wie das der übrigen Wärter. Da er einen hellen Kittel trug, wirkte er noch schauriger. Ich wurde weiß. Ein Blick in den Raum zeigte mir, dass es auch den

Kollegen erwischte hatte. Er hockte noch an seinem Schreibtisch, hatte eine Hand auf das blutende Kinn gestützt und starrte mich an. Seine Lippen bewegten sich, kein Laut drang aus seinem Mund. Auf Zehenspitzen ging ich weiter. Jeder Laut wäre mir als störend vorgekommen. Ich steuerte eine Tür an. Dahinter lag einer der großen Sezierräume.

Kälte wehte mir entgegen Vor meinem Mund dampfte der Atem. Normalerweise bekam ich immer Magendrücken, wenn ich diesen Trakt betrat. Durch die magische Veränderung war es noch schlimmer geworden.

Ich schob mich durch die Tür.

Drei Leichen lagen zur wissenschaftlichen Untersuchung bereit. Die Tische befanden sich in der Mitte des großen Raumes. Hartes Licht aus Leuchtstoffröhren knallte auf die Toten.

Sie waren nicht verändert. Bei ihnen sah ich nur die Verletzungen, mit denen sie bereits eingeliefert worden waren. Demnach wirkte die schreckliche Magie nur bei Lebenden.

Es rann kalt meinen Rücken hinab, als ich zwei weitere Schritte in den Raum hineinging.

Ein Geräusch ließ mich herumfahren. Es war das Rücken eines Stuhles gewesen. Auf dem Stuhl hockte einer der Helfer. Seine Hände steckten noch in dünnen Handschuhen aus Kunststoff. Das Gesicht war voller Blut, und es quoll auch unter der grünen Kappe hervor, die der Mann trug.

Er wollte etwas sagen, öffnete auch den Mund, doch nicht mehr als ein Krächzen drang über seine Lippen. Dann fiel er wieder gegen die Lehne zurück.

Ich schüttelte mich. Meinen Job hatte ich hier getan, und ich fühlte mich verdammt mies.

Langsam ging ich wieder zurück und übersah auch die ausgestreckte Hand des Sitzenden. Hinter mir klappte die Tür zu. Durch den

Luftzug war auch die Schwingtür in Bewegung geraten. Dicht neben ihr stand einer der beiden Ärzte. Er hielt eine Schere in der Hand, stierte mich an und setzte sich in Bewegung.

Sein Ziel war ich. Wahrscheinlich wollte er mich ermorden, sonst hätte er die Schere nicht aufgenommen.

Ich hätte ihn erledigen können. Das wollte ich nicht. Paul Breaver hatte mir gereicht. Der Mediziner sagte nichts. Stumm ging er weiter vor, schlug sogar einen Halbkreis, um von der Seite her an mich heranzukommen.

Ich behielt ihn im Auge. Als er mich fast erreicht hatte und schon zustoßen wollte, huschte ich zur Seite. Der Stich ging ins Leere, und als der Veränderte herumwirbelte, zeichnete die Schere einen blitzenden Reflex in die Luft.

Da trat ich schon zu. An der Seite erwischte ich den Mann. Es war ein harter Treffer, der ihn zu Boden schleuderte. Fast hätte er sich mit der Schere noch verletzt. Er wollte natürlich wieder hoch, schaffte es auch, da war ich bereits an der Tür und hatte den kalten Raum hinter mir gelassen.

Tief atmete ich durch. Dabei schüttelte ich den Kopf. Meine schlimmsten Befürchtungen schienen sich zu bewahrheiten. Jetzt hatte ich bereits mehrere Kollegen erlebt, die eine satanische Magie verändert hatte. Wenn ich weiterhin durch das Yard-Gebäude schritt, würden mir auch die anderen Kollegen so verändert entgegenkommen. Meine schlimmsten Befürchtungen hatten sich bewahrheitet. Scotland Yard war von dämonischen Mächten besetzt worden. Daran gab es nichts mehr zu rütteln.

Aber wie war es mit den Leuten, die in das Gebäude hineingehen wollten? Bei uns herrschte Tag und Nacht Betrieb. Würden die Unschuldigen, wenn sie das Haus betraten, ebenfalls in den Kreislauf des Schreckens geraten und auch so verändert werden? Eine natürliche logische Folge, wie ich meinte. Dennoch wollte ich es

genau wissen.

Scharf wandte ich mich nach links. Dort befand sich ein Lastenaufzug, der auch im Parterre stoppte. Ich drückte den Knopf. Der Aufzug bewegte sich nicht so schnell wie ein normaler Lift. Die Wartezeit wurde verdammt lang. Immer schaute ich in den Gang hinein, denn ich hatte Schritte vernommen.

Es kam jemand. Und schon schob sich die Gestalt um die Ecke. Blutend das Gesicht, wankend der Gang. Blutend auch die Hände, die zwei Pistolen hielten. Der Mann trug die Uniform eines Wächters. Er sah mich, blieb stehen und hob die Arme mit den beiden Waffen.

Seine Bewegungen erinnerten mich an die eines Zombies. Auch die gingen oder handelten nicht forsch, sonder eher in einem Zeitlupentempo.

Da hielt der Aufzug. Er besaß eine Eisentür. Blitzschnell zog ich sie auf. Sie bildete zum Gang hin einen rechten Winkel und gab mir beim Einsteigen zusätzliche Deckung.

Der andere schoss. Er drückte beide Pistolen ab, und die Echos der Schüsse rollten durch den Gang. Geschosse hämmerten gegen die Tür aus Eisen, die nachzitterte.

Ich duckte mich und huschte in den Aufzug. Hastig rammte ich die Tür zu. Sie besaß ungefähr in Kopfhöhe ein rundes Guckloch. Mein rechter Daumen fand den entsprechenden Knopf. Ein Ruck durchlief den Aufzug, er startete mit Verzögerung. Sie reichte aus, um dem Veränderten die Chance zu geben, an die Tür zu gelangen. Ich sah sein Gesicht.

Die blutende Fratze tauchte direkt hinter dem mit dickem Glas versehenen Guckloch auf, presste sich dagegen, und es erschien auch das Mündungsloch der Waffe.

Da startete der Aufzug. Das Gesicht verschwand. Nur ein roter Film blieb auf dem Glas zurück...

Ich schüttelte mich. Was ich hier erlebte, war unwahrscheinlich. So makaber und grauenvoll, dass es jeder Beschreibung spottete. Mir wurde bewusst, dass ich völlig allein gegen all die anderen sich im Haus befindlichen Kollegen stand.

Wie viele von ihnen würden sich wohl in der großen Eingangshalle aufhalten? Ich wusste es nicht, ich wollte es auch nicht wissen, sondern mich einfach überraschen lassen.

Die Beutewaffen steckten griffbereit in meinem Hosengürtel. Falls es keine andere Möglichkeit gab, musste ich auch schießen, so sehr es mir gegen den Strich ging.

Ein Gefühl der Angst hatte sich beklemmend um meinen Brustkorb gelegt. Ein kurzes Rucken noch, dann stand der Aufzug. Ich würde nicht direkt in die Halle hineingehen, sondern an der Rückseite sein. So konnte ich mich vielleicht ungesehen heranschleichen. Vorsichtig drückte ich die schwere Metalltür auf. Ich warf einen Blick nach rechts und links und fand die Luft rein. Es brannte nur die Notbeleuchtung. Schatten überwogen. Sie schienen die beklemmende Stille zu umrahmen, und irgendwie passten die Schatten auch zu dieser gesamten Atmosphäre, die mich umgab.

Keine Stimmen. Gespenstische Lautlosigkeit, zum Greifen nahe. Ich unterbrach sie durch meine Schritte. Jetzt war ich es, der zwei Waffen in den Händen hielt.

Ich schritt durch den Gang, zählte dabei automatisch mit, rechnete auch mit einem hinterlistigen Überfall, doch es blieb seltsamerweise ruhig. Vielleicht lauerte man woanders auf mich, und sicherlich hatten die Veränderten von ihrem neuen Herrn und Meister Bescheid bekommen, wen sie zu jagen hatten.

Schweiß hatte sich auf meinen Handflächen gebildet. Ebenso glitzerten die Perlen auf meiner Stirn. Nur sahen sie normal aus und bestanden nicht aus Blutstropfen.

Der Gang öffnete sich. Dahinter lag direkt die Halle. Mein Blick

fiel quer durch den sehr großen Empfangsraum bis hin zur Eingangstür und auch rechts zu der schusssicheren gläsernen Empfangsloge, wo zumeist mehrere Portiers saßen.

Das alles sah ich auch, wobei ich mich selbst im Schatten aufhielt. Ich sah auch noch mehr. Die Menschen.

Sie alle besaßen blutige Gesichter!

Suko glaubte, den Stein poltern zu hören, der ihm vom Herzen gefallen war, als er Sir James Powell auf der Türschwelle stehen sah. Irgendwie kam ihm seine Lage nicht mehr so schlimm vor, denn er hatte wirklich daran gedacht, dass die beiden gecharterten Polizisten aus einer Sondereinheit durchdrehen würden.

Das konnten sie sich nun nicht mehr erlauben.

Sir James ließ seine Worte wirken. Er stand auf dem Fleck wie ein Denkmal. Die Lippen hatte er so hart zusammengepresst, dass sie einen Strich bildeten. Sein Blick war kalt, klar und unmissverständlich. Chiefsuperintendent Nolan fing sich als erster. Provozierend langsam wandte er sich um. Von der Seite her blickte er seinen Kollegen an. »Sie wollen doch keine Schwierigkeiten machen, Sir James? Der Fall liegt klar, zudem können Sie mir dankbar sein, dass ich Sie informiert habe, mein Lieber.«

Jetzt erst setzte sich der Superintendent in Bewegung. Einen zögernden Schritt trat er in den Raum. »Ich bin Ihnen auch dankbar, Mr. Nolan. Im Gegensatz zu Ihrer Ansicht kann ich die Unschuld meiner beiden Männer beweisen.«

»Wie das denn?«

»Kommen Sie mit. Und Sie auch, Suko.« Um die beiden anderen Männer kümmerte sich Sir James nicht. Er hatte sie nicht einmal mit einem Blick bedacht, er wusste sofort, wie er sie einzustufen hatte. Wegen solcher Leute war sicherlich der Begriff »Bulle« erfunden worden. Suko schloss sich seinem Chef an. Der Inspektor war noch

immer nicht fit. In seinem Schädel tobten sich zahlreiche kleine Gestalten aus, die allesamt Hämmer in den Händen zu halten schienen.

»Sehen Sie sich diese Tote an, Mr. Nolan. Ist das ein Mensch oder nicht?«

»Was soll ich dazu sagen. Sie sieht wie ein Mensch aus.«

»Natürlich. Aber haben Sie schon einen Menschen so gesehen? Ich meine, einen, der geteilt wurde, so schlimm sich dieses Wort auch anhört.«

»Wir hatten mal einen Mörder, der...«

»Der Vergleich zieht nicht, Mr. Nolan. Hier hat niemand mit einem Messer oder einem sonstigen Schneidewerkzeug gearbeitet, sondern mit einer anderen Waffe. Suko, erklären Sie es dem Chiefsuperintendent.«

»Sehr gern, Sir.« Suko riss sich zusammen. Er versuchte, nicht mehr an seine Schmerzen zu denken und konzentrierte sich auf die nächsten Antworten. »Mir war von Anfang an klar, dass dieser Fall eine einzige Falle war. John Sinclair würde nie auf jemand schießen, der keine Waffe in der Hand hält und...«

»Das sagen Sie!« unterbrach Nolan den Inspektor. »Wir haben das Gegenteil erlebt.«

»Sir, Sie haben nichts gesehen«, erwiderte Suko scharf. »Sie verließen sich auf die Aussagen einer einzigen Person, die kein Mensch, sondern eine verdamnte Hexe war, die dem Teufel zu Diensten stand. So sieht es aus!«

Der Inspektor steigerte seine Stimme. Es brach förmlich aus ihm heraus, und Sir James ließ ihn gewähren. Suko streckte seinen Arm aus und deutete auf Nancy Day. »Diese Tote hier wurde von mir erledigt. Ich traf sie mit der Dämonenpeitsche. Das ist eine Waffe, die nur dann reagiert, wenn es sich um schwarzmagische Wesen handelt. Wenn ich Sie, Mr. Nolan, mit der Peitsche schlage, wird

nichts geschehen. Wären Sie aber ein Dämon, würden Sie sich auflösen, wie dieses Teufelsgeschöpf. Schauen Sie sich das einmal an, was Nancy Day gewesen war. Ein schwarz verbranntes Etwas, gezeichnet vom Siechtum der Hölle.« Suko schüttelte den Kopf. »Und da wollen mir Ihre beiden Hechte weismachen, dass ich damit angefangen hätte, die Frau zu verbrennen. Welch hirnrissige Idioten haben Sie sich da eigentlich angelacht? Die schlagen mich nieder, während mir die letzten Worte der Hexe noch im Kopf herumspukten. Sie hat mich vor ihrer Vernichtung noch gewarnt und hohnlächelnd erklärt, dass es jetzt aus sei. Sinclair war der Anfang. Ihn wollte man aus dem Weg haben, die Bahn für schwarzmagische Wesen sollte frei sein. Und wissen Sie, was diese teuflischen Wesen vorhaben? Sie wollen Scotland Yard besetzen. Das konnte ich den Worten entnehmen. Es hätte vielleicht noch eine Chance für mich gegeben, die Sache zu verhindern. Das ist nun vorbei. Bedanken Sie sich bei Ihren Aufpassern, Mr. Nolan, denn sie schlugen mich genau zum richtigen Zeitpunkt nieder, so dass mir keine Zeit mehr blieb, um Gegenmaßnahmen zu erreichen. Jetzt wird es wahrscheinlich zu spät sein.«

Suko holte tief Luft, denn die Rede hatte ihn angestrengt. Er konnte sich nicht mehr halten, wankte zu einem Sessel und ließ sich niederfallen, beide Hände gegen die Schläfen gedrückt.

Tief holte er Luft. Er kannte das Spiel, es kam in Wellen hoch, überschwemmte ihn, und er vernahm den scharfen Dialog zwischen Nolan und Sir James Powell wie durch eine dicke Wollschicht gefiltert.

»Das ist doch Unsinn, was Ihr Mann gesagt hat, Sir James. Er hatte Zeit genug, sich diese Ausrede zusammenzubasteln.«

»Es ist keine Ausrede.«

»Tut mir leid, ich kann so etwas beim besten Willen nicht als Tatsachen akzeptieren.«

»Dann schauen Sie sich die Tote an. Sieht so ein Mensch aus?«

»Wer weiß, was er mit ihr angestellt hat.«

»Meine Güte, was sind Sie nur für ein Ignorant. Mr. Nolan, ich sage Ihnen eines. Wenn durch Ihre Leute etwas Entscheidendes verhindert worden ist, werden Sie die volle Verantwortung dafür zu tragen haben. Das sage ich Ihnen vor Zeugen.«

»Und Sie glauben diesen Unsinn wirklich?« Nolans Stimme klang hochnäsig.

»Ich werde Ihnen den Beweis liefern.«

»Wie denn?«

Sir James Powell ging zum Telefon, hob ab und wählte unter den teils spöttischen, teil interessierten Blicken der Anwesenden die Sammelnummer von Scotland Yard.

Es geschah nichts. Achtmal ließ Sir James durchläuten, und bei jedem Ton wurde er um eine Spur blasser. Dann legte er auf. »Es meldet sich niemand«, sagte er überdeutlich und auch silbenbetonend.

»Unmöglich!«

»Bitte, Mr. Nolan, es steht Ihnen selbstverständlich frei, es auch einmal zu versuchen, wenn Sie mir nicht trauen.«

Nolan schaute Sir James misstrauisch an. »Ja, ich werde selbst telefonieren.« Er tat es.

Suko hatte mittlerweile seine Schwäche ein wenig überwunden. Jedenfalls brauchte er nicht mehr sitzen zu bleiben. Seine Blicke trafen Peterson und den Mann namens Eric. Die Waffen hatten sie weggesteckt, und er verlangte seine zurück.

Man gab ihm die Beretta und die Dämonenpeitsche. Letztere verstaute der Inspektor in seinem Gürtel.

»Es meldet sich tatsächlich niemand«, sagte Chiefsuperintendent Nolan und wurde bleich.

»Was ich Ihnen sagte.«

Nolan atmete tief durch. »Aber wie ist das möglich? Das hat es noch nie gegeben.«

Diesmal gab Suko die Antwort. »Schwarze Magie, Sir. Auch wenn Sie es nicht glauben. Scotland Yard ist von dämonischen Wesen besetzt worden. Wir sollten uns auf den Weg machen.«

Nolan schüttelte den Kopf. »Nein, das muss irgend etwas anderes sein. Es geht nicht an, dass eine Organisation wie die des Yard völlig lahmgelegt wird.«

Sir James schüttelte über so viel Borniertheit nur den Kopf. Dann ging er als erster...

Es war kaum fassbar! Die Kollegen waren allesamt zu Monstren geworden. Zu Veränderten, die mit blutigen Gesichtern umherliefen und der Hölle gehorchten. Sieben Personen zählte ich. Zwei Nachtportiers, drei weitere Kollegen und zwei Besucher. Die sieben waren nicht erstarrt, sondern bewegten sich. Allerdings sehr langsam, und jede Tätigkeit wirkte irgendwie unnötig und war nur als reine Beschäftigungstherapie zu verstehen. Szenen, die mir unter die Haut gingen und die ich mir in meinen kühnsten Träumen nicht hätte vorstellen können. So unwahrscheinlich, so anders und makaber. Ich ballte meine Hände. Der Blick fiel auf mein Kreuz. Noch immer blitzte es auf. Es stemmte sich gegen die Magie an und legte ein unsichtbares Schutzfeld um mich.

Wie damals, als ich dem Totennebel zum erstenmal begegnet war. Da hatte mir das Kreuz ebenfalls geholfen, und den anderen normalen Menschen war die Haut von den Knochen gelöst worden. Ich betrat die Halle. Sie war gefliest. An der Wand hing eine große Tafel. Auf ihr waren die Namen der im Dienst gefallenen Kollegen vermerkt. Wenn ich daran dachte, was mit denen geschehen war, die mir begegnet waren, konnte ich unter Umständen damit rechnen, dass ich ihre Namen auch bald auf der Tafel wiederfinden würde.

Eine verdamnte Sache.

Ich ging weiter. So gut es möglich war, wollte ich meine Schritte dämpfen. Man hatte mich längst gesehen.

Die beiden Besucher schauten mich aus ihren blutenden Gesichtern an, unternahmen aber nichts und stellten sich auch mir nicht in den Weg. Die Portiers reagierten ebenfalls gleichgültig, nur meine beiden Kollegen sahen mich so seltsam an.

Ich war darauf gefasst, von ihnen attackiert zu werden. Zum Glück täuschte ich mich, und sie ließen mich gehen.

Ich schritt auf die Eingangstür zu. Man konnte hindurchschauen, das tat ich auch, aber ich sah nicht die draußen liegende Dunkelheit, wie es üblich gewesen wäre, sondern etwas anderes. Nebel... Kein Scheinwerfer durchdrang ihn. Die graue Suppe umschloss das Gebäude wie eine Wand. Er bewegte sich auch nicht, zitterte nicht einmal, hielt nur das hohe Gebäude umfassen.

Erinnerungen an New York wurden wach. Da hatte ich einmal einen Fall erlebt, wo ein ganzes Hochhaus verschwunden war. Würde mir hier ein ähnlicher Fall widerfahren?

Ich passierte die Portiersloge. Aus der Nähe konnte ich meine beiden Kollegen sehen. Sie boten einen schrecklichen Anblick. Bei einem waren sogar die Augen verklebt. Ich erreichte die Tür, die sich durch einen Kontakt zur Seite schob und konnte nach draußen gehen. Alles lief glatt, bis ich die Stimme vernahm. »Willst du kneifen, Geisterjäger?«

Von allen Seiten hatte sie mich getroffen, so dass es mir unmöglich war, den Standort des Sprechers auszumachen. Aber ich hatte ihn verstanden und ihn auch anhand der Stimme identifiziert. Die schrecklichsten Träume waren eine Tatsache geworden. Er war da. Orgow, der Hexer!

Nein, ich lief nicht weg. Ich blieb stehen, steif, unbeweglich, und über meinen Rücken schienen Tausende von kleinen Ameisen zu

laufen. Jetzt konnte ich einfach nicht kneifen. Ich durfte das Gebäude nicht verlassen und musste mich Orgow stellen.

»Ich begrüße dich in meinem Reich, John Sinclair. Und ich begrüße dich zur Stunde der Abrechnung.«

»Lass die Spielchen, Orgow«, erwiderte ich und drehte mich langsam um, damit ich in die Halle schauen konnte. »Zeig dich endlich!«

»Ich bin da!«

»Tut mir leid, ich sehe dich nicht. Oder hast du es nötig, dich zu verstecken?«

»Nein, du wirst mich schon früh genug erkennen. Ich will dir nur einige Tatsachen nennen. Du befindest dich auf deiner Arbeitsstelle, die ich jetzt in Besitz genommen habe. Mit anderen Worten: Scotland Yard gehört mir. Und jeder, der sich in diesem Bau zu einer gewissen Stunde aufgehalten hat, ist mein Diener geworden.«

»Wie hast du es geschafft?«

Die Antwort erklang wieder aus dem Nirgendwo und dröhnte durch die weite Halle. »Zunächst einmal sind sämtliche Verbindungen zum und vom Yard unterbrochen. Niemand kann hinaus, wenn ich es nicht will, und niemand kommt herein. Dich aber wollte ich hier im Gebäude haben. Deshalb dieser genau ausgeklügelte Plan. Dich, Sinclair, musste ich aus dem Spiel nehmen, und du solltest auch bei deinen Kollegen keine Rückendeckung finden. Das ist mir gelungen.«

»Und weiter?«

»Wenn ich dich erledigt habe, gehe ich daran, London unter meine Kontrolle zu bringen. Das ist sehr einfach. Ich brauche nur meine Diener freizulassen, damit sie andere Menschen mit dem Keim der magischen Bombe infizieren. Verstehst du?«

»Halb.«

»Du sollst alles erfahren. Es dreht sich um die magische Bombe. Sie ist hier explodiert. Eine gewisse Nancy Day, die praktisch

Narrenfreiheit genoss, hat sie in das Haus gebracht und in einem Büro abgestellt. Zu einem bestimmten Zeitpunkt flog sie in die Luft. Es war keine Explosion, die Mauern erschüttert oder Fensterscheiben zertrümmert, nein, eine magische, denn sie hat die Keime und Parasiten freigesetzt, die sich sofort der Menschen bemächtigten. Sie fielen über sie her und zogen sie in ihren magischen Bann. Für meine Parasiten gibt es weder Wände noch Türen, sie dringen durch jedes Hindernis.«

»Mich hat es nicht erwischt.«

»Das war ein Fehler«, gab der Hexer zu. »Ich nahm an, man würde dir alle Waffen nehmen, doch das Kreuz hat man dir gelassen. Hättest du es nicht, wärest du verloren gewesen.«

»Du hast es dir eben zu einfach machen wollen.«

»Sinclair, was nutzt es dir? Gar nichts! Ich bin so stark, ich habe den Teufel im Rücken, und ich werde es auch schaffen dich zu vernichten. Es ist nur eine Frage der Zeit. Einmal habe ich dich gewarnt. Denk an den Golem. In ihm steckte mein Geist, du hättest damit rechnen sollen, dass ich zuschlagen würde, aber du hast es nicht getan. Vielleicht warst du zu arrogant. Jetzt bekommst du die Quittung. Aber ich bekomme noch etwas von dir, das habe ich dem Satan versprochen. Gib mir den Kelch des Feuers!«

»Siehst du ihn?« fragte ich zurück. »Ich habe ihn nicht.«

»Du lügst!«

»Nein.« Die Pistolen steckte ich weg und hob beide Arme zur Demonstration. »Ich trage den Kelch nicht bei mir.«

»Wo ist er dann?«

»Wahrscheinlich hat ihn Tanith. Ihr steht er schließlich zu, wie du sicherlich weißt.«

Bisher hatte ich immer schnelle Antworten bekommen, nun hielt sich der Hexer zurück. Er schien zu überlegen, beendete aber das Versteckspiel. Welchen Weg er genommen hatte, konnte ich nicht

nachvollziehen, jedenfalls stand er plötzlich in der Halle. Im ersten Augenblick erschrak ich, dann schüttelte ich den Kopf, weil ich es nicht glauben wollte. War das Professor Orgow, der Hexer?

Nein, er hatte anders ausgesehen. Ich erinnerte mich noch deutlich an ihn. Eine hagere, unheimlich wirkende Gestalt mit eingefallenen Wangen und dünner Haut. Ein Typ, der Furcht ausstrahlte und vor dem Menschen Angst bekommen konnten. Ein Diener des Bösen, Handlanger des Teufels, ein Satan in Menschengestalt, und nun stand eine Person vor mir, die so gut wie nichts mehr mit dem alten Hexer gemein hatte.

Ich war an dunkle Kleidung gewohnt, denn die hatte er immer getragen. Die Person, die vor mir stand, war in ein Gewand gehüllt, dessen unteres Ende bis zu seinen Knöcheln reichte. Von der Farbe her gelb, und auch das Gesicht war ein anderes.

Zwar zeigte es eine gewisse Hagerkeit, aber ein Großteil der Wangen wurde von einem eisgrauen Bart verdeckt, der ebenfalls eine Verlängerung des Kinns bildete und auch den schmalen Mund kaum erkennen ließ. Auf dem Kopf wuchsen nur wenige Haare. Rechts und links der Stirnplatte fielen die grauen Strähnen nach unten. Seinen rechten Arm hielt er vom Körper abgewinkelt. In der Hand hielt er einen Stab, dessen Ende bis zum Boden reichte und auf den er sich stützte.

Wie zwei schwarze Bögen stachen die Brauen über den tiefliegenden Augen hoch in die Stirn, und ich spürte auch die seltsame Ausstrahlung, die mir von dem Hexer entgegenwehte.

»Du bist nicht mehr derselbe wie früher«, sagte ich.

»Das stimmt. Mein Körper vermoderte, der Geist jedoch nicht. Er fand einen anderen Körper und füllte ihn aus. Mein Ziel verfolge ich so wie damals, und ich bin noch stärker geworden.« Zur Bekräftigung seiner Worte hob er den Stab an und deutete mit dem stumpfen Ende auf mich.

»Dies hier ist meine neue Waffe«, erklärte er. »Sie besitzt die Kraft, die auch dich vernichten kann, John Sinclair. Der Teufel hat mir den Stab überlassen. Im Höllenfeuer ist er geschmiedet worden, und ich kann den vernichten, der sich mir in den Weg stellt.«

Nach diesem Satz sah ich, dass der Stab kurz aufglühte. Im nächsten Augenblick merkte ich den magischen Stoß. Er traf mich unvorbereitet. Ich wurde zurückgeworfen, taumelte, hörte sein Lachen und erlebte gleichzeitig den Gegenzauber.

Das Kreuz griff ein. Plötzlich umtanzten mich magische Blitze wie große Dreiecke, und im nächsten Augenblick war die Gefahr vorüber. Der Hexer lachte. »Gut gemacht, Sinclair. Ich sehe schon, dass ich mit dir ein großes Duell ausfechten werde, aber darauf bin ich vorbereitet. Dieser Stab vernichtet, wie du dir sicherlich vorstellen kannst. Und ich werde all meine Diener vernichten, wenn du nicht auf meinen Vorschlag eingehst. Hol mir den Kelch!«

»Nein!«

Der Hexer wandte sich um. Dabei machte sein Stab die Bewegung mit. Für einen Moment nur wies die Spitze auf eine der anwesenden Personen.

Ein kurzes Glühen, dann der Schrei. Gellend und markerschütternd. In der Portiersloge brach jemand zusammen. Ich sah nicht, was mit ihm geschah, aber ich entdeckte die Rauchfahne, die über den Tresen quoll und sich träge innerhalb der Glaskanzel ausbreitete.

»Eine kleine Demonstration meiner Macht«, erklärte der Hexer. »Ich hole sie mir der Reihe nach, wenn du mir den Kelch nicht bringst.«

Ich stand da und rührte mich nicht. Den Schock musste ich erst einmal überwinden. »Orgow, du vernichtest deine eigenen Diener. Durch sie kannst du mich nicht erpressen.«

»Aber Sinclair. Es sind doch Menschen. Und du liebst die Menschen so sehr. Vielleicht kann ich ihnen ihr normales Leben

wieder zurückgeben. Es ist alles möglich, wenn du auf meine Bedingungen eingehst.«

»Ich hole den Kelch«, sagte ich mit rauher Stimme.

»Wunderbar. Ich warte auf dich. Und zwar auf dem Dach des Hauses. Dort wirst du hinkommen und mir den Kelch übergeben, und da wird sich auch alles entscheiden...«

Nach diesen Worten drehte er mir den Rücken zu und verschwand ebenso spukhaft, wie er gekommen war.

Ich drehte mich auch. Ja, ich würde ihm den Kelch bringen, aber noch war nicht alles verloren. Auch Orgow hatte Schwächen...

Mit zwei Wagen waren sie gekommen, und mit zwei Wagen fuhren sie auch wieder zurück. Nur saß Sir James diesmal neben Suko im Bentley. Seinen Fahrer hatte er mit seiner Dienstlimousine nach Hause geschickt. Nolan und seine beiden Leute fuhren hinter ihnen und blieben sehr dicht dabei.

Suko fuhr ziemlich schnell. Die Zeit drängte, und er hatte auch das Rotlicht eingesetzt sowie die Sirene eingeschaltet. Beides verschaffte ihnen freie Bahn.

Trotz der Geschwindigkeit schaffte er es, sich mit seinem Chef zu unterhalten. Natürlich redeten sie über den Fall. Nur einmal noch erwähnte Sir James den Namen Nolan.

»Diesmal hat er es zu weit getrieben«, erklärte der Supenntendent. »Das wird ein Nachspiel haben.«

»Rechnen Sie mit einer Versetzung, Sir?«

»Mindestens.«

Suko ging es wieder leidlich, denn er hatte von Sir James zwei Kopfschmerztabletten bekommen, so daß er auch die Fahrt gut durchstehen würde. Zudem war der Chinese wutgeladen.

»So etwas ist noch nie vorgekommen«, murmelte Sir James und schüttelte den Kopf. »Keine Verbindung zum Yard. Das kann und

darf es einfach nicht geben.«

»Vielleicht ein allgemeiner Stromausfall.«

»Das gibt es nicht. Für solche Fälle arbeiten Notaggregate.«

»Wir hätten viel früher Bescheid gewusst, wenn ich nicht niedergeschlagen worden wäre.«

»Das weiß ich leider.«

»Wie viele Personen befinden sich ungefähr um diese Zeit noch im Dienst?« wollte Suko wissen.

»Das kann ich nicht genau sagen.« Sir James klammerte sich fest.

»Wir müssen mit allem rechnen.«

Der Inspektor warf einen Blick auf die vorspringenden Handknöchel seines Chefs. Auch Sir James war wutgeladen und hielt sich nur mühsam unter Kontrolle. Suko gab noch mehr Gas. Er scherte sich auch nicht um rote Ampeln. Es musste zu schaffen sein.

»Also auch mit der Vernichtung!« stellte Suko fest.

»Möglich.«

»Und John?«

»Ich hoffe, dass er überlebt hat.« Sir James lächelte knapp. »Man hat ihm viel abgenommen, nur eins wurde ihm gelassen. Und zwar das Kreuz. Vielleicht bildet es eine Gegenmagie.«

Suko erwiderte nichts darauf. Er konnte nur hoffen, dass diese Vermutung stimmte, und er holte ein paar Mal tief Luft. Es gab keine andere Möglichkeit. John Sinclair musste einfach in diesen Kreislauf mit hineingeraten sein. Konnte er da überleben?

Sukos Kopfschmerzen brachen wieder durch. Sir James merkte etwas.

»Was ist mit Ihnen los?« fragte er besorgt.

»Der Schlag, Sir.« Suko beugte sich nach vorn und presste die Lippen zusammen.

»Soll ich fahren?«

»Nein, Sir, es geht schon. War nur für einen Moment. Außerdem

sind wir bald da.«

»Um diesen Schlag werde ich mich auch noch kümmern«, versprach Sir James. »Diese Leute waren mir von Beginn an suspekt. Wir sind hier nicht beim Film.«

Der andere Wagen blieb dicht hinter ihnen. Immer, wenn Suko in eine scharfe Kurve fuhr, strahlte das Licht der Scheinwerfer in das Innere des Bentley.

Über die breite Buckingham Palace Road erreichten sie die Victoria Street. Zu dieser Zeit strömte selbst der große Bahnhof Victoria Station nicht mehr so viel Hektik aus. Sie kamen gut um den Kreisverkehr herum und konnten in die Victoria Street einbiegen. Vorbei an der Westminster City Hall ging es geradewegs auf das New Scotland Yard Building zu. Es war auch in der Nacht kein toter Bau. Immer brannten hinter den unzähligen Fenstern des Hochhauses zahlreiche Lichter, und Sir James hatte sich auf seinem Sitz vorgebeugt, um das Gebäude sehen zu können.

Suko achtete auf den Verkehr. Er hörte das Schnaufen seines Chefs, warf einen Blick nach links, und sah, dass Sir James ein weißes Taschentuch hervorgeholt hatte und sich die Stirn abtupfte.

»Was ist geschehen, Sir?«

»Fahren Sie mal langsamer!«

»Das werde ich wohl müssen, Sir. Da ist ein Stau.«

Suko hatte nicht gelogen. In der Tat war die Fahrbahn verstopft. Zahlreiche Fahrzeuge standen dort, unter anderem auch welche von der Polizei.

Niemand wusste so recht, was eigentlich los war. Auch Suko lenkte den Silbergrauen schräg an den Straßenrand, öffnete die Tür und stieg aus. Sir James verließ den Wagen an der anderen Seite, beeilte sich und traf mit Suko vor der Kühlerhaube zusammen.

Jetzt sahen sie das, was auch die anderen bemerkt hatten Scotland Yard war verschwunden! Das hohe Haus, das sonst wie eine

Dolchspitze in den Himmel stieß, gab es nicht mehr. Es befand sich auch kein leerer Fleck dort, sondern eine dicke, an Milchsuppe erinnernde Wand. Ebenso groß, hoch und breit wie das eigentliche Gebäude, und die Menschen, die auf diese Nebelwand starrten, waren völlig überrascht.

Sie redeten durcheinander. Ein jeder wollte seine Meinung vortragen, so dass es zu einem Chaos aus Stimmen kommen musste. Sir James Powell und Suko beteiligten sich nicht an der Unterhaltung, obwohl es die beiden eigentlich am meisten anging. Nach einer Weile drehte sich der Inspektor zu seinem Chef um. »Er hat es geschafft!« flüsterte er.

»Verdammt, er hat es tatsächlich geschafft.«

»Wer ist er?«

»Ich weiß es nicht.«

»Rechnen wir mit dem Teufel«, erwiderte Sir James. »Nur er kann diese gewaltigen Dinge in Angriff nehmen.«

Da gab Suko seinem Chef sogar recht.

Der Chinese sah es nicht, er spürte jedoch, dass sich jemand hinter ihn gestellt hatte. Suko drehte sich um.

Chiefsuperintendent Nolan starrte ihn an. Der Polizei-Offizier war blass geworden und hatte die Lippen zusammengepresst. Seinen Blick konnte man als stechend bezeichnen, gleichzeitig auch unruhig, denn tief in den Schächten seiner Pupillen bewegte sich diese Unruhe. Er knetete seine Finger, wie ein kleines Stück Gummi huschte die Zungenspitze durch den Lippenspalt, dann räusperte er sich.

»Da sehen Sie, was vom Yard zurückgeblieben ist«, sagte Suko. Diese Bemerkung konnte er sich nicht verkneifen.

Neben Nolan standen die Beamten von der Sondereinheit. Peterson meinte: »Das ist Nebel, Mensch.«

»Reden Sie keinen Mist!« Diesmal fuhr Nolan seinen Mitarbeiter

an. Sogar Sir James wurde aufmerksam.

»Welche Erklärung haben Sie dann, Mr. Nolan?«

»Keine.«

»Ich wüsste ja eine«, sagte Suko.

»Schwarze Magie?« fragte Nolan.

»Sicher.«

»Kann man das nicht feststellen?« Peterson erkundigte sich danach.

»Sie haben mich zwar bewusstlos geschlagen«, meinte Suko, »aber so etwas würde ich meinem ärgsten Feind nicht gönnen. Bleiben Sie lieber hier stehen!«

»Unsinn, ich werde das schon schaffen. Komm, Eric, wir zeigen es denen mal.«

»Nein!«

»Du hast mir nichts zu sagen!« zischte der schwarzhaarige Peterson. Noch kam er nicht dazu, sich durchzudrängen. Polizisten erschienen und sorgten für eine erste Absperrung. Das Verschwinden des Gebäudes schien erst kurze Zeit zurückzuliegen. Lautsprecherstimmen hallten durch die Straßen. Es war schwer für die Beamten, Ordnung in das Chaos zu bringen.

Nolans Uniform jedoch sorgte für Respekt. »Lassen Sie uns durch!« fuhr er einen Beamten an.

»Sehr wohl, Sir!« Der Mann grüßte sogar. Er hatte auch nichts dagegen, dass sich Sir James, Suko und die beiden Beamten der Sondereinheit anschlossen.

Sukos Gedanken beschäftigten sich mit dem Verschwinden des Yard Building. Da war dem Teufel wirklich ein hervorragender Schachzug gelungen, wobei man sich wirklich die Frage stellen musste, ob der Bau tatsächlich durch eine fremde Magie in eine andere Dimension geholt worden war oder nicht.

Alles war noch zu rätselhaft, es blieb im Nebel stecken, wie auch die fünf Männer, die den Ring erreichten und sich plötzlich von

Reportern eingekreist sahen. Blitzlichter flammten auf, Interviews sollten gegeben werden, doch darum kümmerte sich niemand. Fragen, die auf Sir James und Chiefsuperintendent Nolan einstürmten, ignorierten die beiden hohen Beamten völlig.

Wagen versperrten den Durchmarsch. Die Straße war völlig verstopft. Sie mussten auf den Gehsteig, und hier verschafften ihnen die uniformierten Polizisten freie Bahn.

Vor dem Bau selbst wurde es ruhiger. Beamte hatten bereits für Ordnung gesorgt. Sie bildeten eine Menschenkette und schauten dort hoch, wo einmal das große Haus gestanden hatte.

Jetzt sahen sie nur die Nebelwand. Ungewöhnlich dick, in der Dunkelheit auch gut zu erkennen, aber ohne irgendwelche Konturen in ihrem Innern. Ob der Nebel nun ein Haus oder auch Menschen verschluckt hatte, war nicht zu erkennen.

Nolan traf einen Kollegen. Die beiden Uniformierten sprachen miteinander. Der Chiefsuperintendent wollte von dem ihm unterstellten Captain wissen, was es gegeben hatte.

Der Mann hob nur die Schultern. »Wir wissen es nicht, Sir. Nach unseren Erfahrungen ging alles Schlag auf Schlag.«

»Keine Zeugen?«

»Nein, nicht direkt.«

»Was heißt das?«

Der Captain fühlte sich unbehaglich. »Nur eben ein paar widersprüchliche Aussagen. Die Leute meinten, dass es schnell gegangen wäre, andere wiederum sagten...«

Nolan winkte ab. »Schon gut, Mann. Es reicht.« Er wandte sich an Sir James. »Was schlagen Sie vor?«

»Zunächst einmal nichts.«

»Wie?«

»Wir können nichts machen.«

Nolan schaute auf die Nebelwand. Sein Blick nahm dabei einen

stieren Ausdruck an. »Das Haus kann nicht einfach verschwunden sein. Es muss hinter der Nebelwand liegen.«

»Möglich«, räumte Suko ein. »Ich würde Ihnen nicht raten, die Nebelwand zu berühren.«

»Wieso nicht?«

»Sir, Sie wissen nicht, welche Gefahren in ihr lauern. Ich bin froh, dass die Zuschauer noch nicht auf den Gedanken gekommen sind, in die Wand zu laufen, um sie näher zu untersuchen.«

»Der Inspektor hat recht«, stand Sir James dem Chinesen bei. »Es ist tatsächlich zu gefährlich.«

»Ach - nein.« Nolan hustete. »Sie wollen sich nur vor einer Verantwortung drücken...«

»Wir machen es, Sir. Das hatten wir ja schon vorhin gesagt.« Peterson sprach für seinen Kollegen Eric gleich mit. »Hätten Sie etwas dagegen, oder würden Sie uns den dienstlichen Auftrag geben, die Wand näher zu untersuchen?«

»Ich gebe Ihnen den Auftrag.«

»Okay, Sir, wir werden Sie nicht enttäuschen.«

Peterson lachte. »Wir holen den Teufel aus der Hölle, das haben wir auf unsere Fahnen geschrieben. Sie werden sehen, dass wir dem Spuk ein Ende bereiten.« Dabei nickte Peterson Suko zu.

Der Inspektor griff ein. »Sir«, wandte er sich an Nolan. »Darf ich Sie noch einmal auf die Gefahren aufmerksam machen, die Ihren Leuten drohen können?«

»Sie dürfen nicht. Seien Sie froh, dass sich zwei Männer für den Job zur Verfügung stellen!«

»Es könnte Selbstmord sein.«

Nolan winkte und nickte seinen Leuten zu.

Suko ging zu Sir James. Dicht neben ihm blieb er kopfschüttelnd stehen.

»Das ist der reinste Wahnsinn!« flüsterte er. »Die können es nicht

schaffen. Wenn dieser Nebel reagiert wie der Todesnebel...«

»Glauben Sie, dass sie identisch sind?«

»Nein, Sir.«

»Dann können wir uns auf einige Überraschungen gefasst machen«, erklärte der Superintendent und wandte sich um. Er wollte sehen, ob die Polizisten es weiterhin schafften, die Neugierigen zurückzudrängen. Das schien ihnen zu gelingen. Um die Männer herum befand sich freies Gelände. Sie kamen sich vor wie auf einer Insel.

Peterson und Eric schritten auf die Nebelwand zu. Sie fühlten sich wie Filmstars. Beide hatten die Waffen gezogen und die Mündungen auf den Nebel gerichtet. Ihr Gang war lauernd, sie standen wie auf dem Sprung und waren bereit, sofort zu schießen.

»Die werden es schaffen«, sagte Chiefsuperintendent Nolan im Brustton der Überzeugung.

»Abwarten!«

Nolan schaute Sir James an. »Bestehen Sie eigentlich nur aus Pessimismus?«

»Wir reden später weiter.«

Suko, der seinen Chef anschaute, sah den Ärger auf dessen Gesicht. Die Stirn hatte Sir James in Falten gelegt. Für Kenner ein Zeichen, dass es in dem Mann kochte.

Die beiden Beamten hatten inzwischen die Nebelwand erreicht. Eric drehte sich noch einmal um. Er hob die Hand zu Gruß. Jeder sah sein optimistisches Grinsen.

Nolan lächelte knapp. Er vertraute seinen Leuten. Im Gegensatz zu Suko und Sir James.

Mittlerweile war die gesamte Umgebung abgesperrt worden. Als Suko sich einmal umdrehte, sah er nicht nur die Neugierigen, sondern auch die rotlackierten Wagen der Feuerwehr. Es musste einen Katastrophenalarm gegeben haben, und durch diesen Teil der

Victoria Street kam keine Maus mehr.

Jemand lief auf Sir James zu. Er trug ein Telefon. »Sir«, wurde dem Superintendent gemeldet. »Sir, ich habe hier den Bürgermeister am Apparat. Er will wissen, was...«

»Geben Sie her!«

Das Ereignis zog immer weitere Kreise. Suko schaute seinem Chef zu, wie dieser telefonierte. Er hörte nicht, was auf der anderen Seite gesprochen wurde, vernahm nur hin und wieder ein knappes Ja und auch eine Antwort, die ihn nachdenklich werden ließ.

»Nein, ich werde auf Militär verzichten.« Der Bürgermeister fügte etwas hinzu und bekam wieder eine Antwort. »Es tut mir leid, ich weiß nicht, was es ist. Auch keine Erklärung, hoffe aber, sie noch in der Nacht zu bekommen.«

Wenig später legte er auf und gab den Apparat wieder ab. »Man macht sich Gedanken«, sagte Sir James zu Suko gewandt. »Wir brauchen eine Erklärung und vor allem eine Lösung.«

»Wie sollen wir das schaffen?«

»Keine Ahnung.«

Nolan hatte zugehört. »Warten Sie mal, bis meine Leute zurückgekommen sind. Dann sieht alles anders aus.«

»Gott erhalte Ihnen Ihren Glauben.«

»Sie können sich auf mich verlassen.«

»Wir werden sehen.«

Im Gegensatz zu Nolan waren Suko und Sir James nicht von einem Erfolg überzeugt. Sie wussten um die Gefährlichkeit der schwarzen Magie, sie kannten die Tricks und Schliche des Teufels, der sich zudem immer wieder etwas Neues einfallen ließ. Die Gefahr war vorhanden und ließ sich auch nicht weglegen.

Noch war von den beiden nichts zu sehen. Der Nebel hatte sie geschluckt. Sie hörten auch keine Schüsse, demnach schienen die beiden nicht auf Gegner oder Feinde gestoßen zu sein. Eine

trügerische Ruhe, wie Suko fand.

Die allerdings jäh zerstört wurde, als die wartenden drei Männer die Schreie hörten. Schrille, gellende Rufe. Sie drangen aus der dichten Nebelwand an ihre Ohren, waren zwar nur gedämpft zu vernehmen, aber man konnte aus ihnen die Angst deutlich heraushören. Das war auch Nolan klar. Er schaute Suko und Sir James an. »Was hat das zu bedeuten?« fragte er leise.

Sir James runzelte die Stirn. »Ohne etwas vorwegzunehmen, möchte ich behaupten, dass Ihre Männer in Schwierigkeiten stecken. Ich kann mir vorstellen, dass sie es nicht schaffen.«

»Sie meinen...« Nolan räusperte sich. »Könnten sie es unter Umständen nicht überleben?«

»So ist es.«

Nolan atmete tief ein. »Verdammt auch, damit habe ich nicht gerechnet. Aber wir sollten...«

»Da kommt einer«, sagte Suko mit völlig emotionsloser Stimme.

Schemenhaft nur war die torkelnde Gestalt zu erkennen. Der Mann hatte Mühe, sich auf den Beinen zu halten. Er ging seltsam breit, schob einmal den rechten Fuß vor, brachte dann seinen Oberkörper in die entsprechende Richtung und drückte das linke Bein nach. So hatte er einige Yards überwunden und verließ die Nebelwand. Und er schrie. Die schrecklichen Laute hallten den wartenden Männern entgegen. Dass es Eric war, konnte Suko nur anhand der Kleidung erkennen, ansonsten war der Mann gezeichnet. Sein Gesicht schien ein einziger Blutfleck zu sein. Die Hände ebenfalls, und die Kleidung hatte sich auch vollgesaugt.

Nolan stöhnte. Er wollte vorlaufen, Suko hielt ihn zurück. »Lassen Sie es!«

Dann kam Peterson. Auch er schrie. Aber er lief nicht mehr, sondern kroch über den Boden. Wie zum Hohn hielt er noch seine Waffe fest, die ihm allerdings auch aus den Fingern rutschte, weil er

einfach nicht mehr die Kraft besaß, sie zu halten.

Eric brach zusammen. Bevor er die Erde berührte, richtete er seinen Blick noch auf Nolan. Sie alle lasen den Vorwurf in Erics Augen, und sie hörten den Aufprall, als der blutende Mann zu Boden fiel. Starr blieben sie stehen.

Nolan war weiß geworden. Seine Mundwinkel zuckten. Auch die Augen konnte er nicht ruhig halten. Auf dem Gesicht glänzte der Schweiß. Dann ging ein Ruck durch seine Gestalt, als er sich in Bewegung setzte und auf die Toten zuschritt.

Sir James nickte Suko zu. Der Inspektor verstand das Zeichen. Er blieb auch nicht stehen und ging Nolan nach. Er würde darauf Acht geben, dass der Chiefsuperintendent nicht durchdrehte.

Neben den beiden Männern verhielt Nolan seinen Schritt. Er sprach mit sich selbst. Es waren abgehackt klingende Worte, die aus seinem Mund drangen, wobei er immer wieder den Kopf schüttelte, weil er es nicht fassen konnte.

»Was ist denn da passiert?« schrie er.

»Schwarze Magie!«

Nolan fuhr zu Suko herum. »Hören Sie mir doch damit auf, verdammt noch mal!«

»Haben Sie einen Gegenvorschlag?«

Der Mann schüttelte den Kopf. »Nein, den habe ich leider nicht. Das ist es ja.« Er deutete auf die beiden Männer. Seine nächsten Worte bewiesen, dass er trotz des Entsetzens, das er fühlte, noch logisch denken konnte. »Wenn es diesen beiden Männern so ergangen ist, dann möchte ich gerne wissen, was mit den anderen Kollegen geschah, die sich noch innerhalb des Gebäudes befinden?«

»Wir müssen mit dem Schlimmsten rechnen«, antwortete Sir James leise.

Suko bestätigte die Antwort seines Chefs durch ein Nicken. Dabei kniete er sich neben die beiden Männer, weil er sie genau

untersuchen wollte. Es sah für die Beamten nicht gut aus, auch wenn sie noch lebten. Irgendeine Kraft schien die Adern durchlässig gemacht zu haben, damit das Blut als perlende Tropfen aus den Poren heraustreten konnte und wie eine rote Schicht auf ihrer Haut lag. Furchtbar... Sie stöhnten, sie atmeten schwer. Auch auf ihren Lippen lag das Blut, und Suko musste sich erst einmal freiräuspern, bevor er die nächsten Worte formulieren konnte. »Wir werden sie am besten wegschaffen. Sagen Sie Ihren Leuten Bescheid, Mr. Nolan?«

»Ja, das werde ich.«

»Was haben Sie vor, Suko?« erkundigte sich Sir James. »Können wir überhaupt etwas tun?«

»Das ist natürlich eine Frage, denn dieser verdammte Nebel reagiert anders, als ich angenommen habe. Mit dem Todesnebel nicht zu vergleichen.«

»Und John?«

»Ich weiß nicht, ob er geschützt ist.«

»Dennoch müssen wir es versuchen!«

»Aber wie, Sir?« Bei dieser Frage glitten Sukos Blicke über die breite Nebelwand.

»Lassen Sie sich etwas einfallen!« Sir James hob die Schultern. »Wir wissen nicht, wie es von oben aussieht. Vielleicht könnte man es vom Dach versuchen.«

Suko schaute seinen Chef an. »Das ist gar nicht mal so schlecht, Sir. Dazu brauchte ich einen Hubschrauber.«

»Mehr nicht?«

»Nein, natürlich Glück.«

»Das eine kann ich Ihnen besorgen, und für das Glück drücke ich Ihnen beide Daumen.«

»Ich kann es brauchen!«

Ich schritt durch das Yard-Gebäude, das nahezu gespenstisch wirkte. Es war leer, kalt und tot.

Wirklich tot? Nein, sie lauerten auf mich. Der Hexer hatte sie allesamt geschafft und in seinen Bann gezogen.

Einmal vernahm ich schreckliche Schreie. Durch den Nebel klangen sie dumpf, und die Schreie waren hinter mir aufgeklungen. Wer sie ausgestoßen hatte, konnte ich nicht sagen. Ich hatte auch keine Zeit, mich darum zu kümmern. Orgow hatte mir seine Bedingungen gestellt, ich war darauf eingegangen und konnte nicht mehr zurück. Den Kelch wollte er haben. In letzter Zeit hatte sich viel um den Kelch des Feuers gedreht. Der Teufel war auf ihn und die Kugel besonders scharf. Aber auch Tanith wollte sie haben. Ihnen musste die Kugel Macht geben. Ich hoffte natürlich, dass Tanith irgendwann beides bekommen würde. Wobei ich natürlich ihren Geist meinte, denn der Körper lag in französischer Erde.

Die Gänge waren leer. Ich hatte mich bisher immer in diesem Gebäude wohl gefühlt, doch nun kam es mir gespenstisch vor. Auch von der Hektik war nichts mehr zu spüren. Niemand eilte, niemand war mehr unterwegs. Nur hin und wieder vernahm ich ein Stöhnen, das als dumpfes, oft langgezogenes Echo durch das Haus rollte. Es war unheimlich...

Ich fuhr wieder in den Keller. Selbst das leise Geräusch des Lifts hörte ich überdeutlich. Als er hielt und die Tür aufschwang, rechnete ich damit, erwartet zu werden, der Flur war leer. Ich konnte den Weg nehmen, den ich in umgekehrter Richtung schon einmal gegangen war. Schon bald sah ich die Kollegen, die mich bewacht hatten. Unwillkürlich blieb ich stehen, als einer den Raum verließ und mich mit seinem blutenden Gesicht anstarrte.

Griff er an? Nein, er zuckte nicht einmal zusammen, als ich den ersten Schritt ging und ihn mit dem zweiten passierte.

Aus der nächsten Tür ragte mir ein Arm entgegen. Von der Hand

tropfte Blut. Der Mann selbst stöhnte und hatte Mühe, sich an der Tür festzuklammern. Ich ging schnell vorbei.

Die übrigen Zellentüren waren noch geschlossen. Manchmal vernahm ich das Kratzen der Finger, wenn sie über die Innenseiten der Türen fuhren. Da wollten welche raus. Ich dachte nicht im Traum daran, ihnen die Tür zu öffnen.

Bis zu meiner Zelle hatte ich es nicht mehr weit. Dort stand auch der Kelch, auf den der Hexer so scharf war.

Ich sah die offene Tür und den toten Paul Breaver auf dem Boden daneben liegen. In der Zelle war noch alles so, wie ich es verlassen hatte. Und auch der Kelch des Feuers stand auf dem viereckigen Tisch. Er schimmerte und glänzte. Ein wundervolles Kunstwerk mit Schriftzeichen an seiner Außenseite.

Langsam ging ich auf ihn zu. Meine Gedanken drehten sich dabei um den Hexer. Es glich schon einer Todsünde, den Kelch aus der Hand und damit an Orgow zu geben, aber ich hatte keine andere Wahl, denn ich war in diesen Augenblicken tatsächlich erpressbar. Neben dem Tisch blieb ich stehen, streckte die Arme aus, und es tat gut, unter den Händen das edle Metall zu spüren. Mein Blick fiel in das Innere.

Nein, Tanith zeigte sich nicht. Vielleicht wusste sie überhaupt nicht, was der Hexer wollte, denn ihr Geist war in einer fremden Dimension gefangen und konnte nur zu bestimmten Zeiten freikommen. Kelch und Kreuz! Zwei starke Waffen. Und beide waren schon eine magische Verbindung eingegangen. Ob das wiederholbar war? Vielleicht konnte ich Tanith herbeilocken und beschwören, damit sie mir Tips gab, wie ich an den Hexer herankam, ohne den Kelch abgeben zu müssen. Wobei sich gleichzeitig die Frage stellte, warum er ihn sich nicht selbst holte. Möglicherweise war auch die Magie zu stark, denn auch eine Person wie Orgow war nicht allmächtig.

Mein Herz klopfte schon stark, als ich den Kelch in die Höhe hob. Das Kreuz berührte ihn. Es gab einen hellen Klang, als die beiden Gegenstände Kontakt bekamen.

Ich atmete tief durch. Danach ließ ich mein Kreuz in den Kelch hineinbaumeln und hoffte auf eine magische Verbindung zu Taniths Geist. Wenn diese Brücke stand, geschah etwas Unwahrscheinliches. Jedenfalls hatte ich es schon erlebt, denn die Magie schaffte es, mich unsichtbar zu machen.

Unsichtbar würde ich wesentlich aktiver sein können. Ich hoffte!

»Terra pestem teneto - Salus hic maneto!« Es waren die bewussten Worte zur Aktivierung des Kreuzes. Wieder einmal flossen sie glatt und sicher über meine Lippen, und das Kreuz ließ mich nicht im Stich. Es strahlte ab. Ein helles silbriges Leuchten füllte den Kelch aus und schuf hoffentlich die von mir so erwünschte Verbindung zu Tanith. Die Welt um mich herum versank. Ich merkte, dass etwas geschah. Ein leichtes Ziehen spürte ich, und gleichzeitig bildete sich eine Brücke zwischen dem Kelch und dem Kreuz.

Ich sah ein Gesicht. Weich die Züge, ernst die Augen. Tanith schaute mich an oder ich sie, das spielte keine Rolle mehr. Hatte ich es geschafft?

Dann vernahm ich ihre Stimme. Sie hallte in meinem Kopf wider, als sie sagte: »Kelch und Kreuz haben dich vorläufig gerettet, John Sinclair. Nutze die Macht, die beide besitzen, voll aus.«

»Was soll ich machen?«

»Der Hexer will den Kelch haben, weil der Satan ihm das Versprechen gegeben hat. Er will Orgow mächtiger machen, als er früher gewesen ist.«

»Kann er den Kelch denn berühren?«

»Ja und nein. Es ist die Kugel, die eine große Rolle spielt. Sie ist nicht unbedingt weißmagisch, musst du wissen. Man kann sie manipulieren. Sie würde bei Orgow ebenso reagieren wie bei dir.

Wenn Kelch und Kugel zusammen sind, ist die weiße Magie der Kugel aufgehoben. Du darfst nicht vergessen, dass sie einmal den Teufelsmönchen gehört hat. Ein Rest des Erbes ist noch vorhanden.«

»Kann man ihn mit dem Würfel des Unheils vergleichen?« fragte ich leise.

»Ja, die beiden Dinge reagieren ähnlich. Nur produziert der Kelch nicht das Grauen oder das Böse. Aber der Teufel kann mit ihm in Dimensionen eindringen, die ihm bisher verschlossen blieben. So musst du es sehen, denn er hat das große Ziel nie aus den Augen verloren. Schließlich will er auch die Herrschaft über das Reich der Toten haben.«

»Und Orgow?«

»Steht ihm dabei zur Seite.«

»Was soll ich tun?«

»Auf keinen Fall darf er den Kelch bekommen. Ich kenne Orgow nicht so gut, weiß aber, dass er sehr gefährlich ist. Er hat nicht nur die magische Bombe gebastelt, sondern auch den Höllenstab. Dieser Stab ist etwas Besonderes. Er gibt Orgow die Macht. Versuche nun, John Sinclair, ihm den Stab abzunehmen, dann kannst du ihn besiegen.«

»Kann er mich mit ihm vernichten?«

»Nein, du bist durch das Kreuz geschützt.«

»Und schützt du mich auch? Kannst du mir wieder die Unsichtbarkeit geben, wie schon einmal?«

Taniths Gesicht verzog sich. Es zeigte jetzt einen gequälten Ausdruck.

»Ich habe es versucht, John Sinclair. Hast du es nicht gespürt?«

»Ja.«

»Leider konnte ich es nicht ganz schaffen. Ich kam mit meinen Kräften einfach nicht durch, die Gegenmagie war zu stark. In diesem Hause regiert der Teufel. Durch Orgow hat er Scotland Yard unter

seine Kontrolle bekommen. Die beiden haben zu einem großen Schlag ausgeholt. Setze alles ein, um den Schlag abzuwehren. Das bist du dir und den zahlreichen Menschen schuldig.«

Tanith hatte beschwörend geredet. Ich verstand sie sehr gut. Sie selbst bestand nicht mehr aus Materie, war nur ein Geist und konnte mir deshalb nicht so helfen, wie sie es vielleicht gern getan hätte.

»Ich muss mich zurückziehen, John. Du hast mich stark strapaziert, denn ich merke die anderen Kräfte. Sie werden immer stärker. Dies hier musst du allein durchstehen. Versuche alles zu bekommen. Den Kelch und auch die Kugel.« Dann sagte sie noch etwas. Wie ein Hauch drang es an meine Ohren. »Denke auch an seinen Stab...«

Danach war es still. Die Brücke zwischen dem Kelch und meinem Kreuz brach zusammen. Ich befand mich wieder in der normalen Umgebung, in der Realität der verdamnten Zelle.

Und dachte sofort an Orgow.

Vorsichtig hob ich den Kelch an. An ihn hatte ich mich schon sehr gewöhnt. Wie lange hatte er in meiner Wohnung gestanden, doch sein wahrer Platz war dort, wo sich auch die Kugel befand, denn diese beiden Dinge gehörten zusammen.

Ich musste Orgow stellen, und Lockmittel war der Kelch. Langsam drehte ich mich um. Im gleichen Augenblick traf mich das Entsetzen! Vor der Tür standen sie wie eine Mauer. Vier Gestalten mit blutenden Gesichtern!

Sir James hatte einen Hubschrauber angefordert. Es war eine kleine Libelle mit gläserner Kanzel, in der höchstens zwei Personen ihren Platz fanden.

Suko wollte auf einen Piloten gänzlich verzichten. Er konnte es einem Fremden einfach nicht zumuten, in diese unbekannte Hölle hineinzufiegen. Das musste er selbst machen.

Vor dem verschwundenen Yard-Building landete der Copter. Seine

Rotorblätter quirlten die Luft durcheinander. Der Pilot stieg aus und wurde von Sir James sofort zur Seite genommen. Der Superintendent erklärte ihm genau, was anlag. Am Gesicht des Piloten war abzulesen, dass er nicht begeistert darüber war, einen Fremden mit seiner Maschine fliegen zu lassen, aber er gehörte zum Yard und musste sich den Anordnungen beugen.

Suko konnte mit Hubschraubern umgehen, dennoch musste er sich einige Ratschläge bei dem Piloten holen, die dieser ihm mit mürrischem Gesicht und knappen Worten erteilte.

»Bringen Sie die Mühle ja wieder heil herunter, Mann!«

»Ich werde es versuchen.«

Chiefsuperintendent Nolan und Sir James kamen herbei. Sie erkundigten sich, ob alles klar war. Suko nickte.

»Okay, dann starten Sie«, sagte Nolan.

Sie hatten ferner abgemacht, in Funkverbindung zu bleiben. Ob dies reibungslos klappte, stand noch in den Sternen, da konnten sie sich nur die Daumen drücken.

Suko stieg in die Maschine und warf die Tür zu. Er schnallte sich an, streifte den Kopfhörer über und gab mit der rechten Hand das Zeichen zum Start. Die in der Nähe stehenden Menschen zogen sich hastig zurück. Bevor Suko startete, schaute er noch einmal durch das Glas der Kanzel. Er sah auch seinen Chef, Sir James.

Der Superintendent machte einen gefassten Eindruck. In seinem Gesicht bewegte sich kein Muskel, wobei man allerdings annehmen konnte, dass er innerlich nicht so ruhig war. Der Fall war ihm schwer auf den Magen geschlagen.

Zehn Sekunden später hob die Maschine ab. Die Rotorblätter drehten sich schneller, wurden zu blitzenden Reflexen. Die stählerne Libelle wurde kleiner, und die Menschen legten ihre Köpfe in den Nacken. Nur wenige von ihnen wussten, welch eine schwere Aufgabe vor dem Inspektor lag.

Suko selbst dachte auch nicht daran. Er verbannte seine Gedanken kurzentschlossen und konzentrierte sich auf die Gegenwart. Parallel zur Nebelwand gewann auch er an Höhe. Der Copter ließ sich leicht fliegen. Schwierigkeiten bekam Suko nicht. Es herrschte nur wenig Wind, so dass der Inspektor nicht abgetrieben wurde. Er starrte auf den Nebel. Unheimlich wirkte er schon. Und er war auch nicht ruhig. In seinem Innern bewegte es sich. Da wallte und rollte es, wobei Suko plötzlich glaubte, in oder hinter der Nebelwand Umrisse erkennen zu können. Es war gut möglich, dass es sich bei ihnen um eine Hauswand handelte, musste aber nicht sein.

Unter ihm blieben die Menschen zurück. Suko wendete den Blick und schaute in die Tiefe. Zahlreiche Lichter fielen ihm auf. Auch das rotierende Rotlicht der Einsatzwagen von Feuerwehr und Polizei drang bis zu ihm in die Höhe.

Die Menschen sah er nur als Schemen. Ihre Gesichter verwischten. Sie gingen ineinander über, dann musste er sich wieder auf sein Ziel konzentrieren, und das war die Nebelwand. An ihr glitt er hoch. Nur noch wenige Yards, dann konnte er über das Dach fliegen. Sekunden später hatte Suko sein Ziel erreicht, legte den Copter in eine Linkskurve und überwand in der Höhe die Nebelwand. Da traf ihn die Überraschung.

Suko hatte damit gerechnet, dass auch das gewaltige Dach des Gebäudes von dem unheimlichen Nebel bedeckt war, diese Annahme erwies sich als Täuschung. Frei lag das Dach unter ihm. Der Nebel quoll nur bis zu den Rändern hoch, demnach war das Yard-Building auch nicht verschwunden. Suko konnte auch die Stelle erkennen, die für Hubschrauber-Landungen vorgesehen war: Ein großes weißes Kreuz.

Sollte er es wagen?

Noch zögerte der Inspektor, denn er dachte an die beiden Polizisten, die in den Nebel gelaufen waren. Mit blutenden

Gesichtern hatten sie ihn wieder verlassen. Vielleicht stand ihm das gleiche bevor. Dann dachte Suko wieder an seinen Freund John Sinclair, der, falls er noch lebte, irgendwo unter ihm steckte, und er dachte auch an den Hubschrauber. Sollte der Nebel tatsächlich über das Dach quellen, wollte er in die Maschine steigen und starten.

Er musste noch in der Luft bleiben, denn über Funk vernahm er Sir James' Stimme. Die Verbindung war nicht besonders. Etwas rauschte wie ein Wasserfall, und Suko, der noch Schmerzen verspürte, verzog das Gesicht.

»Es ist alles okay, Sir.«

»Was sehen Sie?«

»Das Dach!«

»Was?«

»Ja, Sir. Es ist frei vom Nebel. Ich verstehe es zwar nicht, aber ich werde landen.«

»Seien Sie um Himmels Willen vorsichtig.«

»Natürlich, Sir.«

»Keine Spur von John?«

»Nein!« Während dieser Antwort glitt Sukos Blick über das Dach hinweg, aber er sah wirklich nichts, was irgendwie auf John Sinclair hingewiesen hätte.

Die Gegner oder Feinde waren ebenfalls nicht zu sehen. Von Lebewesen leergefegt lag die große Plattform unter ihm. Suko visierte das Landekreuz an. Er musste einen Bogen fliegen, ging tiefer und rauschte einmal darüber hinweg, da er zuviel Geschwindigkeit besaß.

Die Libelle aus Stahl und Glas gewann wieder an Höhe, wurde abgestoppt, um, von Suko gesteuert, zu einem erneuten Landeflug anzusetzen. Diesmal klappte es besser. Die Kufen bekamen Kontakt. Ein Ruck ging noch durch die Maschine, dann stand sie. Der Inspektor atmete auf, weil er die erste Hürde genommen hatte. Er

stellte den Motor ab, öffnete den Ausstieg und sprang auf das Dach. Neben der Maschine blieb er stehen und schaute sich um. Es war eine völlig andere Atmosphäre, die ihn da umfing. Obwohl keine Nebelschwaden über das Dach wehten, hatte sich einiges verändert. Die Luft schien anders geworden zu sein, und sie leitete auch den Schall nicht mehr weiter, sondern hemmte ihn. Kaum noch Geräusche erreichten Sukos Ohren. Unten auf der Straße war es sicherlich nicht still, dennoch war auf dem Dach nichts zu hören.

Das Dach war zwar glatt, doch es gab zahlreiche Einstiege und auch ein kleines, penthouseähnliches Gebäude, das dort stand, wo sich auch die großen Antennen und die Maschinenhäuser befanden. Hier wurde die Technik gesteuert: Lüftung, Klima-Anlagen, Fahrstühle. Das alles war Suko bekannt. Für ihn gab es nur den großen Aufbau, durch dessen Tür konnte er über die Treppe in das Innere des Gebäudes gelangen.

Suko lief einige Schritte auf sein Ziel zu, als er hinter sich ein leises Lachen hörte. Sofort wirbelte der Inspektor herum.

»Da wäre auch der Zweite«, sagte eine dumpfe Stimme. Wo der Mann hergekommen war, konnte Suko nicht sagen. Jedenfalls stand er auf dem Dach, starrte den Chinesen an und hielt in der rechten Hand einen Stab, während sein gelblich schimmerndes Gewand bis zu seinen Füßen reichte.

Suko stand dem Hexer gegenüber und erkannte ihn nicht. Denn er hatte damals mit ihm nichts zu tun gehabt.

Er wusste genau, dass er diejenige Person war, die sich für alles verantwortlich zeigte. Jede Einzelheit an der Gestalt tastete Suko mit seinen Blicken ab, bevor er fragte: »Wer bist du?«

»Professor Orgow!« Da wusste Suko Bescheid. John hatte ihm oft genug von den Anfängen erzählt. »Der Hexer?«

»Den hast du vor dir!«

Suko sagte nichts. Er war ziemlich überrascht, denn er hatte fest

damit gerechnet, dass dieser Gegner nicht mehr existierte, auch wenn er John kurz vor seinem Tod versprochen hatte, wieder zurückzukehren. Er war zurückgekehrt. Und wie!

Suko rechnete sich seine Chancen genau aus. Wenn er ehrlich war, musste er zugeben, dass er keine hatte. Orgow hielt die Trümpfe fest in seinen Händen.

Es war bezeichnend für Suko, dass er sofort zur Sache kam und dabei auch nicht an sich selbst dachte, sondern an seinen Freund. »Wo steckt John Sinclair?«

Der Hexer drehte seine freie Hand und deutete mit dem Daumen nach unten.

»In der Zelle?«

»Nein, er ist frei.«

»Lebt er noch?«

»Sicher.« Orgow lächelte. »Noch lebt er, und er wird auch eine Weile weiterleben, wenn er genau das tut, was ich von ihm verlangt habe.«

»Das wird er nicht.«

»Ich wäre da nicht so sicher«, sagte Orgow. »Sinclair bleibt keine andere Wahl. Er wird mir den Kelch des Feuers bringen. Der Satan hat die Kugel. Beide Dinge zusammen sind sehr stark, wie du weißt.«

»Was sollte der Nebel?« Suko wechselte das Thema.

Der Hexer lachte. »Es war eine Aufgabenteilung zwischen dem Satan und mir. Er wollte den Kelch und die Kugel, ich aber die Menschen Sinclair und seine Kollegen. Ich kann es auch mit einem anderen Wort umschreiben. Scotland Yard. Das alles soll mir gehören. Das Gebäude, die Menschen, ich will sie manipulieren, hast du verstanden? Mein Geist kehrte in einen anderen Körper zurück, um sich schrecklich zu rächen. Ich schaffe mir meine Diener, denn nicht umsonst habe ich die magische Bombe erfunden.«

»Was ist das?«

»Eine Mixtur aus der Hölle«, erklärte der Professor. »Ich habe sie zusammengemischt und zur Explosion gebracht. Unzählige Partikel jagten durch die Luft. Da sie magisch aufgeladen waren, ließen sie sich auch nicht durch Wände oder Türen aufhalten, und sie trafen genau die Zielgruppe, auf die ich es abgesehen hatte, eben die Menschen. Gleichzeitig veränderten sie diese. Ihr Blut wurde aus den Adern gepumpt und zeichnete seine roten Spuren in die Gesichter.«

»Sind die Menschen verloren?«

Orgow lachte. »Was denkst du denn?«

»Ich rechne damit«

»Nein, sie gehorchen mir nur. Wenn ich es will oder die Magie erlischt, werden sie wieder zu normalen Menschen, wenn es dich beruhigt, aber das wird nicht geschehen. Was ich einmal in den Fingern halte, lasse ich nicht mehr los. Und für dich habe ich das gleiche Schicksal ausersehen. Schau dich um, Suko!«

Die Blicke der beiden brannten ineinander. Dann kam Suko der Aufforderung nach. Er drehte sich.

Professor Orgow hatte nicht gelogen. Er konnte den Nebel manipulieren. Hatte dieser bisher am Dachrand seine Grenze gefunden, so quoll er jetzt darüber hinweg, um das gesamte Dach einzunehmen. Das ging nicht sehr schnell, aber Orgow hatte auch Zeit, und er weidete sich am Erschrecken seines Gegenübers.

»Warum dieser Nebel?« fragte Suko.

»Ganz einfach. Ich wollte eine gewisse Deckung haben und die Menschen neugierig machen. Wer mit ihm in Berührung kommt und in ihn hineingeht, wird von den Bazillen oder Parasiten getroffen, die sein Blut aus den Poren pumpen. So ist das nun mal.«

Der Inspektor räusperte sich. Was ihm der Hexer da erzählte, war verdammt schlimm, und im Moment sah Suko keine Chance, die Lage

zu seinen Gunsten zu verändern.

Oder sollte er verschwinden? Noch stand der Hubschrauber in seiner Nähe. Der Einstieg war offen. Suko brauchte nur hineinzuklettern und zu starten.

Er ballte seine Hände. In seinem Innern spielten sich regelrechte Kämpfe ab. Ein schreckliches Schicksal glitt lautlos auf ihn zu. Andererseits dachte er auch an seinen Freund John Sinclair, der irgendwo im Yard-Building das Grauen erlebte.

»Ich ahne deine Gedanken, Chinese«, sagte Orgow, »und ich will dir eine Entscheidung abnehmen.«

Bevor Suko etwas dagegen unternehmen konnte, hatte der Hexer seinen Stab vom Boden abgehoben. Das untere Ende deutete dabei genau auf den Hubschrauber. Suko sah es für einen Moment kurz aufglühen. In der Dunkelheit leuchtete die Stelle wie ein roter Stern. Die Magie traf voll. Vor Sukos Augen krachte der Hubschrauber zusammen. Zuerst brachen die Kufen weg, und dann prallte das Gestell auf den Boden, wobei die Kanzel zersplitterte und sich die Scherben in unmittelbarer Nähe ausbreiteten. Treibstoff rann aus. Er bildete auf dem Dach eine große Lache, verdunstete, wobei der Wind die Schwaden gegen den wartenden Chinesen trug und diese seine Atmung beeinträchtigten.

Suko hatte dem Vorfall zugesehen. Jetzt hörte er das Lachen des Hexers. »Du siehst, dass man mich nicht übertölpeln kann. Ich bin hier der Herr, und ich herrsche über den Nebel. Nur noch wenige Minuten, dann hat er auch dich erreicht.«

Gelogen hatte Orgow nicht. Suko fragte sich jetzt, wie er ohne Hubschrauber vom Dach herunterkommen konnte. Sicher, man hätte ihm einen zweiten Helicopter schicken können, so etwas dauerte natürlich, zudem mussten die Helfer erst einmal Bescheid wissen, und das war unmöglich, denn Suko wusste nicht, wie er sich mit ihnen in Verbindung setzen sollte.

»Deine Chancen sinken immer mehr«, flüsterte der Hexer und schickte ein Lachen hinterher. »Chinesse, du wirst es schwer haben gegen mich.«

Davon war Suko fest überzeugt, aber kampflös wollte er das Feld nicht räumen. Noch blieb ihm Zeit. Mit sicherem Griff zog er die Beretta. Er richtete die Mündung auf Orgow und befahl: »Stopp den Nebel!«

»Nein!«

»Dann werde ich schießen!«

Orgow breitete sogar seine Arme aus, so sicher war er. »Du kannst es ruhig, Chinesse. Ich habe nichts dagegen.«

Bluffte Orgow? Suko wusste es nicht. Eigentlich hatte es der Hexer nicht nötig. Wenn Suko schon eine solche Aufforderung bekam, wollte er ihr auch folgen.

Deshalb drückte er ab. Das peitschende Echo der Waffe wurde vom langsam von dem über den Dachrand kriechenden Nebel verschluckt. Verschluckt wurde auch die Kugel. Im Bruchteil einer Sekunde entfaltete der Stab seine volle Abwehrkraft. Er baute einen roten flirrenden Schirm um Orgow auf, in dem die geweihte Silberkugel verschwand. Dann lachte der Hexer schallend. »Habe ich dir nicht gesagt, dass du schießen kannst? Nicht umsonst nennt man mich den Hexer. Und diesem Namen mache ich alle Ehre. Ich bin es, der über Waffen und Kugeln nur lachen kann. Meine Waffe ist eine andere. Schau sie dir an, Chinesse. Ein Stab nur, der Stab des Hexers, der so völlig normal aussieht.«

Suko ließ seinen rechten Arm sinken. Die Mündung der Waffe wies jetzt zu Boden. Es hatte keinen Sinn, den Hexer auf diese Art und Weise überlisten zu wollen. Also Aufgabe?

Eigentlich blieb Suko nur diese eine Alternative. Hart hatte ihn auch die Zerstörung des Hubschraubers getroffen. Der Copter sah aus, als hätte jemand mit einer Faust auf ihn geschlagen.

Und der Nebel kam auch. Allmählich baute sich die Wand auf. Sie verlängerte die Dachkanten des Yard-Gebäudes mit ihren hellweißen Mauern, und Suko, da war er sicher, würde irgendwann die schreckliche Wirkung zu spüren bekommen.

»Willst du weg, Chinese?« flüsterte der Hexer. »Willst oder kannst du es nicht mehr hier aushalten? Bitte«, er streckte den Arm aus. »Versuche es! Geh und suche deinen Freund John Sinclair. Er wird sich bestimmt darüber freuen.«

»Ich habe deine Aufforderung verstanden«, sagte Suko. »Und ich bleibe dennoch, denn ich will dich unter Kontrolle haben.«

»Mich?« Der Hexer lachte. »Mich kontrolliert höchstens der Teufel, aber kein Mensch.« Orgow erklärte das mit einer so starken Überheblichkeit, dass Suko ihm auch glaubte. Und als der Hexer ihm den Rücken zudrehte, reagierte der Chinese immer noch nicht. Aber die Gegenseite tat etwas. In den letzten Minuten hatte sich Suko allein auf den Hexer konzentriert und dessen warnende Worte über den Nebel vergessen.

Das rächte sich. Rollend und lautlos waren die Schwaden nähergekommen. Sie drückten sich über die Ränder des Dachs, fließende Gaswolken und mit einem höllischen Leben versehen. Aus der Hexenküche des Teufels stammte er und brachte das mit, was so gefährlich war. Die Reste der magischen Bombe.

Die Berührungen der Bazillen oder Partikel waren nicht zu spüren. Suko sah auch nichts davon, aber er spürte den fremden Einfluss. Schlagartig wurde ihm bewusst, dass ihn das Grauen erreicht hatte. Es begann mit einem Schüttelfrost. Der Inspektor hatte plötzlich Mühe, seine Glieder unter Kontrolle zu halten. Sie wollten ihm nicht mehr gehorchen, wurden im nächsten Augenblick träge und müde. Das Blut in seinen Adern schien einzufrieren und sich gleichzeitig auszubreiten. Ein Widersinn, und der Druck des Blutes wurde von Sekunde zu Sekunde stärker.

Suko ächzte. Er hatte Mühe, Luft zu bekommen und sah, wie sich der Hexer langsam umwandte.

Orgow grinste diabolisch, bevor er seinen rechten Arm mit der Lanze vorstreckte. »Es hat dich erwischt, Chinese, denn dir soll es nicht anders als den übrigen Menschen beim Yard ergehen. Du gehörst jetzt zu uns.«

Als Suko die Worte hörte, musste er an die beiden Polizisten denken, die in den Nebel hineingelaufen und ihn so schrecklich gekennzeichnet wieder verlassen hatten.

Der Inspektor hob den Arm. Mit den Fingerspitzen strich er über seine Haut. Er zog die Hände zurück, schaute sie an und schluckte hart. Seine Finger waren blutig!

Sie standen zu viert in der Tür. Feinde oder Freunde? Allesamt waren sie Kollegen von mir. Noch besaßen sie die menschliche Gestalt. Aber konnte man sie tatsächlich als Menschen bezeichnen? Das war die große Frage. Ich wollte nicht so recht daran glauben. Sie würden sämtliche Befehle des Hexers oder des Teufels ausführen. Als Dämonen konnte man sie ebenfalls nicht einstufen, dann wäre es für mich wesentlich einfacher gewesen, mit ihnen fertig zu werden. Orgow wusste genau, dass ich auf Menschen, auch wenn sie unter einem teuflischen Bann standen, nicht so leicht feuerte. Darauf baute er seinen Plan auf.

Aus dem Gang hörte ich Geräusche. Schon das normale Quietschen einer Tür glich in diesem Falle einer schaurigen Musik. Schritte. Wenig später geriet in die vier Gestalten mit den blutigen Gesichtern Bewegung. Ein fünfter erschien. Es war ein Gefangener. Jemand hatte ihm die Tür geöffnet. Auch sein Gesicht zeigte blutige Spuren. Er stolperte in meine Zelle und sah den Kelch.

Weshalb er es plötzlich tat, wusste ich nicht zu sagen. Seine ausgestreckten Arme zielten nach dem Kelch des Feuers. Bevor er

ihn anfassen konnte, schlug ich ihm die Handkante in den Nacken. Er brach zusammen, bevor er den Kelch noch packen konnte. Dafür nahm ich ihn. Der Hexer hatte mir seine Bedingungen gestellt, okay, ich wollte sie erfüllen. Dieser Fall musste endlich zu einem Abschluss gebracht werden, wie auch immer.

Auf direktem Weg schritt ich den lauernden vier Veränderten entgegen. Wenn sie als Feinde in die Zelle gekommen waren, mussten sie jetzt etwas unternehmen.

Sie taten auch was. Ohne, dass ich etwas gesagt hatte, gaben sie mir den Weg frei, und ich konnte die Zelle verlassen. Natürlich mit dem Kelch, denn darauf war es ihnen ja letztendlich angekommen. Der Gang war nicht leer. In den letzten Minuten hatte sich etwas getan. Es standen sämtliche Türen offen. Gefangene hatten ihre Zellen verlassen. Seltsamerweise blieben sie in der Nähe, standen mit dem Rücken an der Wand und schauten mir entgegen.

Ich konnte die Gesichter einfach nicht mehr sehen, hatte die Lippen zusammengepresst und vertraute darauf, dass mein Kreuz auch weiterhin das Grauen von mir fernhielt.

Man ließ mich gehen. Hinter mir hörte ich Schritte. Sie klangen fast militärisch gleich. Da hatten sich die Diener des Hexers versammelt, um mich zu begleiten, damit ich nur den Weg einhielt und nicht auf irgendwelche dumme Gedanken kam.

Das hatte ich auch nicht vor. Der Hexer wollte den Kampf auf dem Dach austragen. Okay, dagegen hatte ich nichts. Und es würde zu einem Kampf kommen, denn freiwillig gab ich den Kelch nicht her. Zudem wollte ich mich nicht noch mit Typen herumschlagen, wie dieser Orgow es einer war. Er sollte verschwinden. Ich hatte genügend Arger am Hals, auch ohne die alten Gegner. Orgow war Vergangenheit und sollte wieder Vergangenheit werden.

Der bis zum Dach hochfahrende Lift stoppte auch im Keller. Es war bequem, Gefangene auf diesem Weg zu transportieren. Als ich vor

der Tür stehen blieb, drängten sich meine Begleiter hinter mir zusammen. Sie wollten mich keinesfalls aus den Augen lassen und stiegen auch mit in den Lift.

Jetzt waren wir zu fünf.

Ich spürte, dass ich blass geworden war. Die vier standen vor mir und wirkten im trüben Licht der Liftbeleuchtung noch schrecklicher. Da gab es Schatten auf ihren Gesichtern, die das aus den Poren tretende Blut verdunkelten und es wie Teer aussehen ließen. Zum Glück hatte ich mir im Laufe der Zeit starke Nerven angeschafft, und die brauchte ich auch, wenn ich gegen meine Feinde antreten wollte.

»Nach oben!« zischte jemand und wollte seine blutige Hand auf den obersten Knopf legen.

Ich kam ihm zuvor. Dennoch erwischte er mich. Seine Hand legte sich auf die meine, und ich spürte die seltsame Wärme, die von den Fingern des anderen ausging. Es war ein unbeschreibliches Gefühl. Man konnte es auch als widerlich bezeichnen. Als ich meine Hand wegzog, zeigte der Rücken rote Schleimstreifen. Ich wischte sie nicht ab. Mit einem leichten Ruck setzte sich der Lift in Bewegung. Er war sehr schnell, ich spürte es an meinem Magen, drehte den Kopf, damit ich nicht in die schaurigen Gesichter meiner Begleiter schauen musste, und wartete darauf, dass wir unser Ziel erreichten.

Wieder ein leichter Ruck, ein winziges Nachhaken, dann stand der Fahrstuhl. Die Tür öffnete sich.

Rechts und links blieben meine Begleiter stehen. Paarweise hatten sie sich aufgebaut. Mir gaben sie den Weg frei, damit ich den Lift verlassen konnte.

Ich kannte mich hier aus. Es war ein kleines Haus auf dem Dach. Dicke Mauern schützten gegen harten Wind. Es gab auch eine Nottreppe, die in die Tiefe führte und sich später an das normale Treppenhaus anschloss.

Eine stabile Tür führte zum Dach hinaus. Ich ging vor und hörte

hinter mir die Schritte, als sich die vier Veränderten ebenfalls in Bewegung setzten.

Bis zur Tür waren es nur wenige Schritte. Unwillkürlich schluckte ich, als ich die Klinke nach unten drückte und die Tür aufzog. Ich war es gewohnt, dass mir, wenn ich das Dach betrat, der Wind ins Gesicht fuhr.

Diesmal war es nicht der Fall. Windstille herrschte. Über den Grund dachte ich nicht nach, denn ich sah etwas anderes, das mich in Angst und Schrecken versetzte.

Mein Freund Suko war in die Klauen des Hexers geraten...

Suko spürte eine Wucht, die ihn überfiel.

Es war seltsam, er konnte nichts dagegen tun, denn diese Wucht hatte sich in seinem Innern gesammelt, brachte das Blut zum Kochen und drängte es durch die Adern. Der Druck pflanzte sich von den Zehenspitzen bis zu den Haarwurzeln fort, er beeinträchtigte auch sehr stark den Gleichgewichtssinn des Inspektors.

Es gelang Suko nicht mehr, sich auf den Beinen zu halten. Er geriet ins Taumeln, das große Dach verschwamm in seinen nebelhaften Umrissen und wurde zu einer rotierenden Scheibe, deren Zentrifugalkraft Suko an den Rand schleuderte.

Einem Beobachter wäre er vorgekommen wie ein aus dem Tritt und Rhythmus geratener Tänzer, der mit wackeligen Knien und unkontrollierten Schritten über das Dach taumelte und sich nicht mehr fangen konnte.

In Sukos Bewegungen hinein ertönte das Lachen des Hexers. Er hatte natürlich seinen Spaß, als er zusehen konnte, wie seine schreckliche Magie wirkte. Der Chinese war Wachs in seinen Händen. Orgow ging auf und ab, spazierte fast wie ein Unbeteiligter dahin, das Gesicht zu einem süffisanten Grinsen verzogen.

Suko gelang es nicht mehr, sich auf den Beinen zu halten. Er

taumelte stärker, knickte ein und fiel auf den Boden.

Der Hexer lächelte. Mit großer Befriedigung stellte er fest, dass ihm dieser Mensch nicht mehr entkommen würde. Orgow behielt ihn in seinen geistigen Klauen und würde den Chinesen dem Geisterjäger John Sinclair als kleines Geschenk überlassen.

Suko hatte sich herumgerollt, nahm Schwung und gelangte so in eine sitzende Stellung. Die Arme schob er nach hinten und stützte sich mit beiden Händen ab. So blieb er hocken.

Der Oberkörper schaukelte ein wenig, und Orgow trat lächelnd auf den Inspektor zu. Fast lässig hielt er seinen Höllenstab in der rechten Hand, und das lange Gewand warf beim Gehen dicke Falten. Suko erlebte jede Phase der schrecklichen Verwandlung. Er hatte das Gefühl, auch die einzelnen Blutstropfen nachzählen zu können, wenn sie aus seinen Poren traten, denn immer wieder verspürte er dabei einen kurzen heftigen Schmerz.

Sukos Gesicht sah bereits aus, als wäre es mit einer roten Paste überstrichen worden. Die Augen darin wirkten wie farblose Kugeln, die überhaupt nicht dazugehörten.

Schlimm...

Und der Hexer schaute weiter. Er sonnte sich in seinem Erfolg, sah Sukos Schwäche und auch die langen Blutstreifen, die unter dem Ärmel hervorrannen und über die Handrücken flossen.

Für ihn gab es kein Zurück. Schutzlos war der Chineser in die Falle des Hexers gelaufen Und Sinclair würde folgen!

Orgow dachte an seine Rache. Lange genug hatte er Zeit gehabt, sie auszuarbeiten, einen Plan zu erstellen - nun war es soweit, und die Falle schnappte auch zu.

Leider fehlte noch der Hauptakteur, doch auch er würde nicht mehr lange auf sich warten lassen.

Suko erging es schlecht. Sein Gesicht war gezeichnet. Er unterschied sich nicht mehr von den anderen Dienern des Hexers.

Orgow nickte zufrieden. Er bewegte seinen rechten Arm, so dass die Spitze des lanzenähnlichen Stabes auf den Inspektor wies. »Steh auf!«

Suko vernahm die Worte. Obwohl er die Stimme des Hexers erkannte, kam sie ihm diesmal seltsam verändert vor. Sie klang in seinem Kopf nach wie ein blechernes Echo.

Für einen Moment warf Suko den Kopf zurück, und so etwas wie Widerstand schien in ihm aufzuflammen, dann aber gehorchte er und stemmte sich auf die Füße. Wankend blieb er stehen. Der Hexer nickte zufrieden. »Du gehörst jetzt zu mir«, sagte er. »Und ich will auch, dass du deinen ehemaligen Freund empfängst und ihn zu mir schickst. Verstanden?«

Sukos Antwort bestand aus einem Nicken.

Der Hexer hatte seinen Blick mittlerweile von dem Chinesen abgewandt, denn er sah eine Bewegung. Die Tür des kleinen Hauses öffnete sich. Sie bekam von innen Druck, und ein Mann erschien. John Sinclair.

Der Hexer lachte. »Und jetzt geh zu ihm!« flüsterte er Suko zu.

»Begrüße deinen Freund...«

Ich konnte nicht weitergehen, weil mich der schreckliche Anblick einfach zu hart getroffen hatte. Mit allem hätte ich gerechnet, nur nicht mit Sukos Anwesenheit. Als ich die Trümmer des Hubschraubers sah, wusste ich auch, wie es ihm gelungen war, auf dieses Dach zu kommen. Aber wie sah er aus! Furchtbar und grauenhaft. Der Hexer hatte ihn voll unter seine Kontrolle bekommen. Mein Freund unterschied sich in nichts von den Dienern, die hinter mir standen.

In diesen Augenblicken wurde mir bewusst, dass die gesamte Last der Verantwortung auf meinen Schultern allein ruhte. Es war eine Bürde, die ein Mensch kaum tragen konnte. Ich hätte wer weiß was

darum gegeben, dies alles rückgängig machen zu können. Leider war es nicht möglich. So musste ich mich den Problemen stellen. Ich sah nur noch Suko. Sein Anblick traf mich tief. Selten ist mir eine Szene so unter die Haut gegangen. Der Chinese hatte keine Chance mehr, dem Grauen zu entkommen. Er war eingefangen, eingekesselt in einen höllischen Kreislauf, aus dem es kein Entrinnen mehr gab. Über sein Gesicht rann das Blut. Dunkel wirkte es in der finsternen Umgebung, und sogar aus seinen Haaren strömte die Flüssigkeit in dünnen Bahnen.

Ich wollte ihn ansprechen, aber ich bekam nicht einmal seinen Namen heraus. Die Kehle war zu, und hinter Suko, der auf mich zutorkelte, stand groß, aufrecht und triumphierend Professor Orgow, der Hexer!

Das war seine Stunde, das war sein Sieg!

Jemand stieß gegen meinen Rücken und drängte mich vor. Die vier Aufpasser hinter mir wollten ihrem Meister beweisen, dass sie noch zu ihm gehörten.

Und so betrat ich das Dach.

Ich sah auch den Nebel. Er kroch über die Ränder und hatte bereits ein Drittel der großen Fläche eingenommen.

»Ich heiße dich herzlich willkommen, John Sinclair!« vernahm ich die Stimme des Hexers. »Ich freue mich, dass du meinem Plan gefolgt bist, aber es blieb dir auch nichts anderes übrig.« Er winkte mit seinem seltsamen Stab. »Und jetzt komm zu mir.«

Ich zögerte. Mein Augenmerk galt nach wie vor dem chinesischen Freund, der mich ebenfalls angesehen hatte, wobei aus seinem Mund ein gequältes Stöhnen drang.

Der Hexer war vergessen. Ich musste mich einfach um Suko kümmern und ging ihm entgegen.

Erkannte er mich? Mein Blick fraß sich in seinen Augen fest, weil ich dort nach einer Reaktion suchte, doch die Pupillen des Freundes

zeigten keinerlei Reaktion. Sie blieben leer und glanzlos. Ich steckte meine Arme aus. Irgendwie fürchtete ich mich davor, Suko im Gesicht zu berühren, meine Finger legten sich auf seine Schulter. Unter der Hand fühlte ich den schweren, nassen Stoff. Auch er hatte sich mit Blut vollgesaugt.

Ich schüttelte mich. Tat auch nichts dagegen, als Suko mich berührte und ich ihn praktisch auffangen musste. Den Kelch des Feuers hatte ich abgestellt, spürte wenig später in Brusthöhe einen seltsamen Druck, der von Suko ausging.

Sofort wusste ich Bescheid. Mein Freund besaß noch seine Waffen. Die Peitsche, die Beretta und den Stab!

Höhnisch und dabei auch überheblich lächelnd schaute der Hexer unserer seltsamen Begrüßung zu. Er sah von Suko nur den Rücken, und meine Finger bewegten sich geschickt wie die eines Taschenspielers. Plötzlich hatte ich die Beretta und auch den Stab, der immer in Sukos Innentasche steckte.

Beides nahm ich rasch an mich, dass der andere nichts davon merkte. Die Dämonenpeitsche ließ ich stecken. Sie wäre aufgefallen. Mit der linken Hand stieß ich Suko weg, während ich mit der rechten Pistole und Stab verschwinden ließ. Ein wenig wohler war mir schon. Suko bewegte sich, als stünde er auf schwankenden Schiffsplanken und nicht auf einem festen Dach. Er geriet bis an den Rand des unheimlichen Nebels und konnte sich erst dort fangen.

Zur Orgow hatte ich freie Bahn. Wir starrten uns sekundenlang an. Hinter mir vernahm ich Schritte. Die vier Veränderten bauten sich in einem weit gezogenen Halbkreis auf, wie ich aus den Augenwinkeln erkennen konnte.

Der Hexer bewegte den Kopf nach vorn. Sein Blick richtete sich auf den Kelch.

»Du hast ihn also mitgebracht!«

»Natürlich.«

»Dann heb ihn auf und bring ihn zu mir!«

Ich runzelte die Stirn. »Nein Orgow, du mußt ihn dir schon holen!«

Sein Gesicht verzerrte sich. Die nächste Frage klang lauernd.

»Willst du Bedingungen stellen?«

»So ungefähr. Bisher habe ich nur getan, was du wolltest. Nun bist du an der Reihe!« Orgow bewegte sich unwillig. »Sinclair, denk an deinen Freund! Willst du auch so aussehen?«

Ich konterte kalt. »Er war ohne Schutz, ich dagegen habe das Kreuz, Orgow. Deine Magie ist nicht so stark, dass sie die Kraft brechen kann.«

Der Hexer lächelte. »Bisher hast du recht gehabt. Aber noch habe ich nicht voll eingegriffen. Bring mir den Kelch her, sonst werde ich den Chinesen vernichten!«

»Ist er das nicht schon?« fragte ich rauh.

Der Hexer schüttelte den Kopf. »Du siehst ja, wie er lebt. Er bewegt sich, das Blut in seinem Gesicht...« Orgow hob die Schultern. »Vergiss es einfach.«

»Nun ja«, sagte ich und bückte mich. »Du hast die Herrschaft, ich muss mich fügen.«

»Wie gut, dass du es einsiehst. Andererseits auch schade. Ich hätte meine Waffe gern eingesetzt. Der Chinese wäre vor deinen Augen verglüht.« Orgow lachte.

Ich traute ihm alles zu, auch diesen brutalen Mord. Mein Nachgeben war reine Taktik gewesen, ein wenig wollte ich ihn in Sicherheit wiegen, noch war ich nicht aus dem Spiel. Ich bückte mich und umfasste mit beiden Händen den Kelch. Es tat mir in der Seele weh, mit ihm auf Orgow zuzugehen, aber ich hatte einmal zugestimmt, und dabei blieb es auch. Er schaute mich an. In seinem Gesicht konnte ich keine Reaktionen erkennen, vielleicht stand er unter Spannung, möglicherweise war ihm auch alles gleichgültig, denn er stand als Sieger schon fest. Ich fragte mich nur, wie er den Kelch anfassen

wollte.

»Soll ich ihn dir in die Hände geben?« erkundigte ich mich.

»Natürlich.«

»Kannst du ihn überhaupt fassen?«

»Das lasse meine Sorge sein.«

»Es wäre wider die magischen Regeln.«

Der Hexer schüttelte den Kopf. »Das hat schon seine Richtigkeit. Vergiss nicht, dass ich unter dem Schutz des Teufels stehe. Verdeutlicht durch den Stab. Es wird dir nicht gelingen, ihn zu überwinden. Und jetzt her mit dem Kelch!«

Es war ein riskantes Spiel, auf das sich Orgow eingelassen hatte. Aber ich musste es mitmachen. Im Kelch rührte sich nichts. Er sah so aus wie immer, und ich hätte wirklich gern gewusst, welche Geheimnisse er noch barg. Zusammen mit der Kugel bildete er eine Gemeinschaft und ließ sich manipulieren. Wie auch der Würfel des Unheils. Da beide auf verschiedenen Seiten standen, konnte es durchaus möglich sein, dass ich mit dem Kelch und der Kugel auch eine Waffe gegen den Würfel bekam. Das aber waren Spekulationen. Ich konnte einfach nicht anders und dachte in diesen Größenordnungen.

Orgow war nervös. So dicht vor dem Ziel konnte er seine Unruhe nicht verbergen. Seine rechte Hand zitterte. Das übertrug sich auch auf den Stab, dessen Ende geheimnisvoll glühte und nicht mehr ruhig vor mir stand.

In diesem Stab musste eine ungeheure starke magische Kraft konzentriert sein. Eine Kraft, die auch vernichten und neutralisieren konnte. Sie würde die Magie des Kelchs aufheben. Der Hexer hatte ein gewaltiges Spiel in Gang gesetzt. Er war es nicht auf direktem Wege angegangen, sondern durch zahlreiche Neben- und Seitenwege. Und er hatte es geschafft, mich dabei aus dem Spiel zu bringen. Jetzt brauchte er mich wieder und erwartete von mir, obwohl ich sein

Feind war, die große Hilfe.

Ich hatte ihn fast erreicht.

»Bleib stehen!« Der Befehl schallte mir entgegen. Hart war er gesprochen worden. Orgow fühlte sich als großer Herr und Meister. Einen halben Schritt vor ihm stoppte ich. Orgow senkte den Blick, so dass er in das Innere des Kelchs schauen konnte. Nichts tat sich dort. Es zeigte sich weder das Gesicht der Tanith noch fanden irgendwelche magischen Reaktionen statt.

Hatte der Kelch seine Magie verloren? Es schien so zu sein, denn gleichstarke Magien gegensätzlicher Art neutralisierten sich.

»Setze ihn ab!« verlangte der Hexer.

Ich schaute ihn an, weil es mich wunderte.

»Mach schon!«

»Und dann?« fragte ich.

»Absetzen, Geisterjäger!«

Er wollte es nicht anders haben. Da er im Augenblick der Boss war, kam ich der Aufforderung nach. Als ich ihn auf den Boden stellte und meine Hände löste, kam mir diese Handlung wie eine endgültige vor. Hatte ich den Kelch jetzt verloren?

Ich drückte meinen Körper wieder in die Höhe. Dies geschah langsam, und über meinen Rücken kroch es kalt. Das passte Orgow nicht. »Tritt zurück, Sinclair. Los, verschwinde nach hinten! Schnell!«

»Warum?«

Der Hexer lachte und bewegte seinen Stab. Er richtete ihn nicht gegen mich, sondern zielte mit der Spitze auf die Öffnung des Kelchs. »Du wirst jetzt erleben, Geisterjäger, dass die Magie auf mich überfliegt, denn der Kelch gehorcht dem Stärkeren. Da kannst du tun und lassen, was du willst. Diesmal habe ich gewonnen.«

Worte, die ich in dieser oder in ähnlicher Form schon oft genug gehört hatte und die mich nicht mehr interessierten. Für mich zählte

das Handeln. Auf keinen Fall wollte ich zulassen, dass Orgow den Kelch in seine verdammten Finger bekam.

Eine Waffe, die ich besaß, hatte er nämlich noch vergessen zu erwähnen. Das Kreuz.

Orgow senkte den Blick. Gleichzeitig gab er seinen Dienern den Befehl, mich zu packen. Zu fünft setzten sie sich in Bewegung. Und der fünfte war Suko. Er stellte sich auch gegen mich. Die vier, die mich begleitet hatten, waren zusammengeblieben. Sie kamen aus einer Richtung, während Suko mich von der linken Seite her ansteuerte.

Der Hexer lachte. Er bewegte den langen Stab, und die Spitze schwebte über der Kelch-Öffnung. Allmählich begann sie zu glühen. Sie strahlte eine tiefrote Farbe ab, die sofort das Innere des Kelchs ausfüllte. Die Schritte hinter mir verstärkten sich. Orgows Diener waren bereits ziemlich nahe. Ich musste etwas tun. Und handelte auch. Noch hatte ich das Kreuz. Es hing an der Kette um meinem Hals, und mit einem hundertmal geübten Griff streifte ich die Kette über den Kopf, bevor Orgow oder seine Helfer etwas dagegen unternehmen konnten. Der Hexer merkte es zu spät. Als er mich anschaute, befand sich das Kreuz bereits auf dem Weg. Es prallte nicht gegen ihn, sondern hatte ein anderes Ziel. Es war der Kelch!

Orgows Schrei erstickte im Hals, als er mit ansah, wie das Kreuz in den Kelch hineinfiel, die Aura des Bösen spürte und auch reagierte. Der Stab strahlte das Böse ab, und mein Kreuz, geschmiedet von dem Propheten Hesekiel am Ufer des Euphrat in babylonischer Gefangenschaft, zeigte, welche Kräfte in seinem Innern wohnten.

Aus dem Kelch zuckten gewaltige Blitze. Grün, rot und schwarz sahen sie aus. Sie richteten sich gegen den Hexer, hüllten ihn netzartig ein und schleuderten ihn zurück.

Orgow schrie. Es war ein Brüllen, das sich aus seiner Kehle löste und weit über das Dach hallte. Wie im Krampf hielt er den langen

Stab fest, der nicht nur an der Spitze glühte, sondern insgesamt davon erfasst war, während zusätzlich noch an allen vier Ecken des Kreuzes Silberblitze entstanden und in den Nebel hineinrasten.

Das alles hatte vielleicht zwei Sekunden gedauert. In dieser wirklich kurzen Zeitspanne war eine gewaltige magische Vernichtungsmaschinerie in Gang gesetzt worden.

Der Hexer sollte sterben. Aber er kämpfte.

Ich hätte nicht gedacht, dass er sich so schnell erholte, denn er hielt die »Lanze« noch fest, auch wenn er torkelte, dabei schrie und sich krümmte.

Ich griff zur nächsten Waffe. Nicht umsonst hatte ich Suko den kleinen Stab abgenommen. Ein Erbe des großen Buddha, und seine Kraft setzte ich ebenfalls gegen den Hexer ein. Mit Stentorstimme schrie ich:

»Topar!«

Die Magie wirkte.

Plötzlich erstarrte alles, was sich in Rufweite befand. Der Hexer rührte sich nicht mehr. Seine Helfer ebenfalls nicht. Nur ich konnte mich bewegen, denn ich war der Träger des Stabs. Fünf Sekunden standen mir zur Verfügung. Und die nutzte ich aus.

Mit gewaltigen Sätzen erreichte ich meinen Feind, den Hexer! Er schien am Boden festgewachsen zu sein. In einer schrägen Haltung stand er da, ein Bein vorgestreckt, das linke zurückgenommen, den Kopf zur Seite geneigt, das Gesicht verzerrt.

Und er hielt noch die Lanze. Sie allein wollte ich haben. Ich packte zu. Es gelang mir beim ersten Versuch, ihm die Lanze aus der Hand zu reißen, obwohl er seine Finger hart um sie gekrallt hatte. Mit meiner Beutewaffe sprang ich zurück.

Da war die Zeit um. Plötzlich konnten sich alle wieder bewegen. Nichts schien sich verändert zu haben - bis auf eine Kleinigkeit, die jedoch so ungemein wichtig war. Ich hatte Orgows Waffe!

Er merkte es zuerst gar nicht. Als er jedoch seinen rechten Arm vorstoßen wollte, da wurden seine Augen groß. Der Schreck zeichnete sich auf seinem Gesicht ab, und plötzlich wusste er, dass man ihn seiner Waffe beraubt hatte.

Er starrte mich an.

Ich schaute zurück. Dann begann ich zu lachen! Ich musste es einfach, konnte nicht dagegen an. So löste sich vielleicht die Verkrampfung, die mich die Zeit über in Bann gezogen hatte. Und ich wollte Orgow, dem Hexer, meinen Triumph in das dämonische Gesicht schleudern.

»Du...!« knurrte er mich an. »Du hast...«

»Ja«, unterbrach ich ihn. »Ich habe ihn. Ich habe dir den Stab genommen!«

»Sinclair...«

Ich hörte nicht auf ihn, sondern drehte mich, denn Orgows Diener, unter ihnen auch Suko, näherten sich mir. Ich fuhr zu ihnen herum. Jetzt mussten sie mir gehorchen, denn ich besaß die Waffe, die sie praktisch zu Sklaven des Bösen machte.

»Zurück!« befahl ich. »Keinen Schritt mehr!«

Sie stoppten tatsächlich, was mir Gelegenheit gab, mich Orgow wieder zuzuwenden.

Er gab nicht auf. Die Gunst des Augenblicks hatte er genutzt und wollte quer über das Dach laufen. Aber da war etwas, das ihn aufhielt und wie ein straff gespanntes Seil wirkte.

Die Strahlen aus den Enden meines Kreuzes hatten sich nicht verflüchtigt; sondern waren wie Bänder in Hüfthöhe über das Dach gespannt.

Orgow rannte gegen das erste. Er wurde gestoppt und sofort zurückgeschleudert, wobei er federte. Er taumelte nach hinten, riss die Arme hoch. Angst und Überraschung verschafften sich in wütenden Schreien freie Bahn.

Er wusste nicht mehr, wohin, denn über das Dach liefen nicht nur zwei, sonder vier Strahlen. In welche Richtung er auch geflohen wäre, ein Strahl hätte ihn immer erwischt.

Ich dachte an die Schrecken, die Orgow verbreitet hatte, außerdem an die Pläne, die er noch ausführen wollte. Für mich lag es auf der Hand. Der Hexer musste weg. Ich würde sein Henker sein!

Mit beiden Händen hielt ich die Beutewaffe fest. Kreuz und Kelch ließ ich auf dem Boden stehen, während ich auf Orgow zuing. »Einmal, Hexer, bist du mir entkommen. Diesmal gebe ich kein Pardon. Du kannst alles versuchen, ich vernichte dich. Die Hölle hat schon zu oft triumphiert, diesmal gewinne ich!«

Mein Innerstes befand sich in einem regelrechten Aufruhr. Wir hatten in der letzten Zeit einfach zu viele Niederlagen einstecken müssen, dabei brauchte ich nur an die Conollys zu denken, ich wollte es dem Satan endlich einmal wieder zeigen. Und wenn es durch Orgows Vernichtung war.

»Stell dich!« schrie ich ihm zu.

Er schüttelte den Kopf. »Nein, Geisterjäger, du wirst es nicht schaffen, du wirst...« Er verstummte, als er in mein Gesicht schaute. Es strahlte genau die Gnadenlosigkeit ab, die er von sich kennen musste, und so wusste er Bescheid.

Ich trieb ihn zurück. Schritt für Schritt ging ich vor, die Distanz zwischen uns blieb gleich. Orgow drehte den Kopf. Er suchte nach einem Ausweg, huschte zur Seite, doch ich ließ ihn keine Sekunde aus den Augen. Jede Bewegung, die er ausführte, machte ich mit.

Den in der Hölle geschmiedeten Stab hatte er stets als Waffe gegen andere eingesetzt. Er kannte die Stärken. Nun setzte ich ihn gegen ihn ein. Die Szene hatte Ähnlichkeit mit dem Spiel einer Oper. Der Hexer benahm sich wie der große Finsterling im letzten Akt, kurz bevor sein Ende nahte.

Orgow hetzte von einer Seite zur anderen. Dabei wirkte er ungelenk

und wedelte mit den Armen, denn das Laufen in dem langen Gewand bereitete ihm Schwierigkeiten. Jedesmal geriet er an die von meinem Kreuz aufgebauten Grenzen. Er federte davon, die Strahlen wirkten wie straff gespannte Seile und schleuderten ihn immer wieder zurück. Ich ließ mir Zeit. Diese Rache kostete ich aus, und dann führte ich den ersten Hieb. Mit der Lanze attackierte ich ihn, und ich erwischte ihn tatsächlich. Die rot glühende Spitze fuhr haargenau in eine Gewandfalte hinein, verhakte sich für einen Moment und setzte den Stoff in Brand. Flammen wischten hoch. Orgow sah dies, warf sich zu Boden, drehte sich, und es gelang ihm, das Feuer zu löschen. Ein Teil seines gelben Gewandes bestand nur noch aus Fetzen. Ich sah seinen Körper und die bleiche Haut, die der eines Zombies glich.

»Weiter, Orgow, weiter!« hetzte ich, sprang näher, stieß den langen Stab vor, doch berührte ihn nicht, denn es war nur ein fingierter Angriff gewesen.

Orgow hatte sich zu Boden geworfen. Er brüllte nach einem Helfer, dem Satan. »Asmodis!« heulte er, kam auf die Knie und hob flehend beide Arme. »Asmodis. Hilf mir...!«

Schaurig hörten sich die Worte an, und in sie hinein dröhnte mein Lachen. »Der Teufel wird dir nicht helfen, Hexer. Er hat dich aufgegeben. Ich bin gekommen, um abzurechnen. Ich werde dich töten, Orgow. Du hast genug Unheil angerichtet.«

Ich irrte mich.

Plötzlich erschien der Teufel. Seine Fratze sah ich innerhalb der Nebelwand. Dieses widerliche, dreieckige Gesicht, das das absolute Böse ausstrahlte, erschien nicht nur an einer Seite des Dachs, sondern an allen vier Seiten gleichzeitig. Der Teufel kreiste uns ein.

»Satannnn!« Der Hexer brüllte seine Verzweiflung und seine Hoffnung hinaus.

Aber der Teufel schaffte es nicht. Er wollte seinem Diener sicherlich beistehen, doch ein Ereignis trat ein, das man mit den

Worten unwahrscheinlich und unheimlich umschreiben konnte. An den Enden des Daches und inmitten des Nebels erschienen vier Gestalten. Schemenhaft nur zu sehen, trotzdem hell strahlend. Wesen des Lichts. Die Boten des Guten.

Die vier Erzengel hatten mein Kreuz geweiht, und sie waren von den Strahlen herbeigerufen worden, denn sie bildeten zu diesen feinstofflichen Geschöpfen eine Brücke.

Für einen Moment war ich starr. Geblendet von der Faszination des Augenblicks, denn die Engel hielten allesamt helle flammende Schwerter in den Händen. Sie bauten die Brücke, und hier wiederholte sich das, was auch am Anfang der Welt geschehen war.

Der Kampf Gut gegen Böse.

Satan wurde zurückgeschleudert. Orgow und ich hörten sein verzweifelter Brüllen, und der Hexer wusste genau, was seine Stunde geschlagen hatte. »Hilf...«

Asmodis konnte nicht mehr helfen. Er zog sich zurück. Das war für mich das Zeichen. Die Sekunde der Vernichtung stand unmittelbar bevor. Jetzt musste ich die Gunst des Augenblicks nutzen. Ich griff an. Der Hexer befand sich nur wenige Schritte vor mir. Er kniete am Boden. Deprimiert, verzweifelt, der Satan hatte ihm die Hilfe versagt, das musste er erst überwinden.

Orgow hatte es mir beim ersten Zusammentreffen schon nicht leicht gemacht. Er schleuderte seinen Oberkörper herum, als ich mich in Bewegung befand, und wir beide prallten zusammen. Ich war wutgeladen, er ebenfalls. Beide hatten wir Kraft hinter unsere Aktionen gelegt. Der Aufprall schüttelte mich durch. Orgow hatte mich mit dem Ellbogen am Brustkasten erwischt und raubte mir sekundenlang die Luft. Mein Atem stabilisierte sich nur mühsam, aber auch Orgow wankte. Er kam nicht dazu, seinen gefährlichen Stab gegen mich einzusetzen. Als er den Arm hob, war es nur eine müde Bewegung, so dass es mir gelang, den Stab mit beiden Händen

zu packen. Für die Länge einer Sekunde erstarrten wir, standen uns in dieser Kampfhaltung gegenüber, bis ich das linke Bein hob und es wuchtig nach vorn rammte.

Orgow wurde in Höhe der Gürtellinie getroffen. Weit hatte er den Mund aufgerissen. Abgehackte Schreie drangen hervor, als er zurücktaumelte, seinen Stab losließ, die Balance trotzdem nicht mehr bekam und genau zwischen die Trümmer des Hubschraubers krachte.

Blech schepperte, Glas knirschte, und ich sah meine große Chance gekommen. Mit pantherhaften Sprüngen warf ich mich nach vorn. Die Beutewaffe hielt ich in der rechten Hand. Das rot schimmernde Ende wies genau auf Orgows Körper, der in diesem Moment begriff, was ihn erwartete. Sein Gesicht verzerrte sich vor Schreck. Er riss noch die Arme hoch. Ein Fetzen seines Gewands verfang sich in irgendeiner scharfen Kante, riss, und dieses Geräusch war gewissermaßen der Anfang vom Ende.

Ich hatte genau die Entfernung erreicht, die ich brauchte. Wuchtig schleuderte ich den Stab nach unten.

Vielleicht wollte Orgow weg, jedenfalls machte er noch einen Drehversuch zur rechten Seite.

Ohne Erfolg. Der Stab war einfach zu schnell. Hart und zielgenau geschleudert, traf er seine Brust.

Ich rammte ihn durch, ließ ihn los, und das war auch gut so, denn der Stab veränderte sich gedankenschnell. Aus ihm wurde ein langer blutroter Kristall, dessen Widerschein über den am Boden genagelten Körper des Hexers fiel.

All den Schrecken, den Orgow empfand, las ich auf seinem Gesicht. Das Grauen, das Wissen um seine Vernichtung standen dort eingemeißelt, und ich schrie ihn an: »Aus, Hexer! Du hast deine Chance gehabt und sie verspielt. Jetzt bist du vernichtet!« Es tat mir von Herzen gut, die Worte aussprechen zu können, denn es waren keine leeren Phrasen. Orgow, der Hexer, starb.

Der Stab verbreitete eine so große Hitze, dass selbst ich zurück musste. Orgow konnte nicht mehr. Die Hitze erfasste ihn. Aus seinem Körper schlugen keine Flammen, wie man es eigentlich hätte vermuten können. Die magische Wärme drückte ihn zusammen. Die Gestalt des Hexers, von innen rot leuchtend, wurde immer kleiner und verschmolz zu einem Klumpen. Da verschwand als erstes der Hals, die Schultern wurden hochgeschoben und der Kopf in den Körper hineingedrückt, den man ebenfalls nur noch als Zerrbild bezeichnen konnte. Und auch die Lanze blieb nicht mehr in ihrer vollen Größe. Sie schmolz ebenfalls zusammen, so dass sie zum Schluß nur noch die Länge eines Messergriffs besaß.

Das Ende kam urplötzlich. Eine Stichflamme schoss aus dem Klumpen hoch, und eine bestialisch stinkende, dicke, schwarze Rauchwolke trieb über das Dach, stieß in die Nebelwand, wurde von ihr verschluckt. Ich starrte dorthin, wo dies alles geschehen war. Meine Augen wurden plötzlich groß. Frei war die Sicht. Ich schaute über die Dächer zahlreicher Gebäude hinweg und begriff erst jetzt, dass alles ein Ende hatte.

»Ja, es ist zu Ende, John Sinclair. Gratuliere. Du kannst den Kelch erst einmal behalten...«

Tanith hatte zu mir gesprochen, war jedoch unsichtbar geblieben. Irgendwie fühlte ich, dass sie sich vorerst nicht mehr melden würde, drehte mich um und lächelte.

Suko kam mir entgegen. Ein normaler Suko, der eingerahmt wurde von vier Beamten, deren Gesichter mir bewiesen, dass die Männer nichts verstanden oder begriffen. Sie wussten sicher nicht, wie sie auf das Dach gekommen waren. Der Hexer war vernichtet, seine Magie gebrochen.

Nur über eins wunderten sich die Kollegen, und da schloss ich Suko mit ein. Niemand wusste zu sagen, woher das viele Blut an ihrer Kleidung kam...

Zehn Minuten später drehte sich das Karussell.

Und wie. Noch nie hatte es bei Scotland Yard so einen Trouble gegeben. In dem Gebäude ging es zu wie in einem Taubenschlag. Männer mit blutbefleckter Kleidung stellten verzweifelte Fragen, ohne jedoch Antwort zu bekommen.

Kein Reporter kam hinein.

Der Nebel war verschwunden, die Fassade des Yard-Buildings wieder frei sichtbar.

Noch immer stauten sich auf der Victoria Street die Wagen. Das würde auch noch eine Weile andauern.

Ich bekam von dem Trubel nichts mit. Zusammen mit Suko, der seine Kleidung gewechselt hatte und sich sehr schwach fühlte, Sir James und Chiefsuperintendent Nolan hockten wir in einem abhörsicheren Besprechungszimmer.

Nolan zeigte sich ziemlich geknickt. Sein großes Mundwerk hatte er verloren. Von Sir James bekam er das zurück, was er ihm angetan hatte. Unser Chef wollte natürlich auch Meldung machen. Meine Unschuld hatte sich schließlich mehr als herausgestellt. In Zukunft sollte es nicht so sein, dass ein Mächtiger einen Menschen festsetzen konnte, der ihm nicht so sympathisch war.

Das alles wurde gesagt. Ich hielt mich zurück. Nolan verschwand schließlich, so dass wir unter uns waren.

Sir James drückte mir noch einmal die Hand. »Ist wirklich alles vorbei, John?«

»Ja, Sir.« Ich nickte. »Der Hexer ist gekommen und verschwunden wie ein Spuk. Die Wunden, die er hinterlassen hat, werden wieder zuheilen.«

Sir James nickte. Suko schloss sich ihm an. Damit war für uns der Fall Orgow erledigt...

[\[1\]](#) Siehe Gespenster Krimi Nr. 1 »Die Nacht des Hexers«